Ein Jahr in Livland

Ein Jahr in Livland.

A. von Bock.

Ein Jahr in Livland.

Eine Erzählung

für die baltische Jugend

von

M. von S.

Tartu Riikliku Ülikooli
Raamatukogu
I 7648

Berlin.
Verlag von A. Deubner.
1886.

Inhaltsverzeichniß.

			Seite.
Kapitel	1.	Eichwald	1
„	2.	Sonntag	11
„	3.	Mama's Märchen	18
„	4.	Trübe Zeit	25
„	5.	Hinko-Liso	32
„	6.	Drei Tanten	39
„	7.	Tante Minchens Leiden	48
„	8.	Kaiserbesuch	57
„	9.	Wintersanfang	67
„	10.	Pauvre Louischen	75
„	11.	Weihnachtsabend	85
„	12.	Ein Sterben in der Hütte	93
„	13.	Schlittenparthie	100
„	14.	Bei den Großeltern	108
„	15.	Großpapa's Bibliothek	123
„	16.	Das Schönste ist das Nachhausekommen	138
„	17.	Frühlingsgefühle	145
„	18.	König Mai	155
„	19.	Die Taufe	162
„	20.	Das Pathchen	168
„	21.	Hochzeit — Abschied	181

Kapitel I.

Eichwald.

„Heute kommt ja die Neue" sagte seufzend Emmi, ein schwarzäugiges, achtjähriges Mädchen. „Ach ja" stimmten ihre Schwestern Marianne und Anna ein. Erstere machte ein sehr weinerliches Gesicht dazu. „Hol' sie der Kuckuck" brummte Heinrich, „ich will ihr schon zeigen, was ich von ihr halte," dabei legte er den Daumen der rechten Hand an die Nase und ließ die übrigen Finger in der Luft spielen. „Mir steckt diese neue Gouvernante schon den ganzen Tag in den Gliedern," jammerte Marianne wieder, „es ist ganz schrecklich solch' eine Erwartung, sie kann Einem den ganzen letzten Ferientag verderben."

Diese Kinder saßen um einen runden Tisch herum, der von einer hellerleuchteten Hängelampe beschienen wurde. Marianne, ein etwas untersetzter Backfisch schrieb an einem vierzehnseitigen Backfischbrief, Emmi nähte ein Puppenkleid, Heinrich, der dreizehnjährige, fühlte sich in den sogenannten Flegeljahren zum Rekeln berechtigt und ehe die Schwestern sich's versahen, war einer der gestiefelten Beine auf dem Tisch, vor der Nase Anna's, der ältesten Schwester, die zwei Kleine auf den Knieen hatte, denen sie Reigen tanzende Papierpuppen ausschnitt.

In diesem Augenblick trat eine sehr schlanke Frau auf die Schwelle des Zimmers.

„Kinder, habt ihr auch schon an Fräulein Blanken

gedacht?" „O ja, Mama!" schrie Heinrich und seine Füße verschwanden im Nu unter dem Tisch, „mehr als genug, wir sprechen leider heute nur von ihr, sie verfolgt uns überall und verdirbt jetzt schon Alles, wo sie noch nicht einmal da ist!" „Junge, Junge," sagte die Mama und strich ihm die dicken braunen Locken aus der Stirn. „Deine Schwestern werden es für Ernst halten und es ist doch nur Spaß." „Dessen bin ich nicht so ganz durchdrungen, Mamachen, Du mußt doch zugeben, daß es ein schrecklicher Augenblick ist und bleibt, wenn man eine Gouvernante erwartet und noch dazu eine neue, völlig unbekannte Ausländerin; aus mir spricht ja nur das innige Mitgefühl mit meinen armen Schwestern, denn ich werde ja kaum von ihr zu leiden haben, und wenn ich bei Herrn Wolff bin, dann bleiben die Mädchen ohne Schutz und Trutz."

„Ja," sagte Anna lächelnd, „es wäre wohl ein großes Unglück für Fräulein Blanken, wenn sie ohne Deinen „Trutz" oder „Trotz" bliebe. Marianne nimm mir die Kleinen ab, ich will noch die letzte Hand an ihr Zimmer legen; sie hat es, glaube ich, noch viel schwerer als wir in diesem Augenblick, nicht wahr Mamachen; so ganz allein in ein ganz fremdes Land, ein ganz fremdes Haus zu kommen, muß schrecklich sein."

Anna war ein sechszehnjähriges Mädchen, mit einem schalkhaften Grübchen im Kinn und weichen blonden Zöpfen. Als sie bei der Mama vorbeikam, küßte sie ihr im Fluge und wie verstohlen die Hand, sie konnte es nicht unterlassen, ihrer Mutter wo sie derselben auch nur begegnete, die Hand, die Schulter oder auch nur das Kleid zu küssen. Wenn andere Kinder das mit ihren Müttern nicht thaten, so dachte Anna: Es ist ja

auch ganz natürlich, wer hat denn auch eine solche Mutter wie wir?! —

Unterdessen fuhr im Walde unweit Eichwald eine kleine halbverdeckte Kalesche und näherte sich immer unerbittlicher dem Ziele. Der Weg war bisher ausnahmslos schlecht und holprig gewesen, nun streckte er sich glatt und eben dahin, und die großen schönen Pferde zogen rasch und unaufhaltsam das leichte Fuhrwerk vorwärts, ach viel zu schnell, viel zu schnell, für das junge Mädchen, das mit klopfendem Herzen und zitternden Knieen darin saß. Sie hatte kein Auge für den schönen Wald, der nun in einen dichten Eichenpark auslief; ihr ahnte, daß sie schon sehr nahe war und daß der schwere Augenblick, wo sie das fremde Haus betreten sollte, nun bald durchlebt werden mußte! Eine unsägliche Sehnsucht zurück in die Heimath überkam das arme Mädchen, zurück an das Krankenbett ihres Vaters, zurück in das Elend, das sie verlassen, um sich ihren Unterhalt und den einer jüngeren Schwester in der Fremde zu verdienen. Sie mußte helfen um ihre Schwester eine gute Erziehung genießen zu lassen, das war ihr Hauptzweck, aber in dieser Stunde verschwand dieses liebe, schöne Ziel vor dem Bitteren, Schweren, das dieser Schritt ihr brachte! Hätte sie sich ausweinen dürfen; aber wie konnte man mit rothen Augen vor den fremden Menschen erscheinen, deren Blicke prüfend und vielleicht feindlich auf ihr ruhen würden. Sie lehnte sich in die Wagenecke, schloß die Augen, um durch die an den hellen und dunklen Baumstämmen grell hin und her spielenden Mondesstrahlen nicht geblendet zu werden, und nahm sich vor, nicht mehr zu zittern. „Ich muß hindurch," sagte sie sich, „ich will hindurch!" Und eine

noch kürzlich vernommene Stimme ertönte in ihrem Innern: „Muth, mein Liebling, bete und arbeite, dann ist Alles leicht.“

Das war die Stimme ihrer unlängst verstorbenen Mutter. „Ja Mutter, du sollst es sehen, ich will arbeiten und Du wirst uns Beide beschützen!“

Sie wurde davon ruhiger. Die Pferde bogen jetzt scharf um eine Ecke, der Wagen rasselte über eine kurze Brücke und flog zur Rechten an einem langen, weißen Hause mit vielen hellen Fenstern vorbei. Mit plötzlichem Ruck blieb er dann stehen, sie war angekommen! Das Herz schlug ihr bis an den Hals hinauf, „durch, durch!“ sagte sie sich und stieg aus dem Wagen.

Da wurde auch schon die Hausthür geöffnet und ein Knabe trat schüchtern hinaus.

„Bin ich hier in Eichwald?“ fragte das junge Mädchen. „Ja wohl und Sie sind Fräulein Blanken nicht wahr?“ „Ja die bin ich, und Sie sind wohl der Bruder meiner künftigen Schülerinnen?“

„Ich bin Heinrich Eichwald; guten Abend Fräulein Blanken, darf ich Sie zur Mama bringen?“

Als Heinrich ihr vorausschritt und die Thür zum Speisezimmer öffnete, sah Fräulein Blanken drei kleine Kindergestalten auseinanderstieben und in den dunklen Tiefen des Saales verschwinden; sie hatten wohl durch das Schlüsselloch geguckt um sie zu mustern.

Adele Blanken nahm zutraulich Heinrichs Hand und sagte leise: „Führen Sie mich zu Ihrer Mama.“

Wie kam ihr Alles so fremd und kalt vor, der halbdunkle Vorsaal, mit den Hirschgeweihen und den alten Ritterrüstungen in den Ecken, der große Speisesaal mit den steifen Ahnenbildern, die so stolz und streng

auf die arme, kleine Fremde niederschauten. Unwillkürlich hatte sie die Hand des Knaben fester gefaßt, die paar Worte die sie gewechselt hatten, rückten sie ihm näher, sie fühlte sich ihm schon nicht mehr so fremd, fast wie unter seinem Schutz in dieser wildfremden Welt. „Ja zur Mama!" Wie triumphirend sprach der Knabe diese Worte. Wußte er doch so gut, daß „bei Mama" Niemand sich mehr fremd und bange fühlen konnte.

Sie traten Hand in Hand in ein kleines Gemach, dasselbe wo eben noch die Kinder gesessen hatten. Aus Allem was in blühendster Unordnung auf dem runden Tisch herum lag, konnte man sehen, daß dasselbe soeben erst verlassen worden war.

Alles flüchtet sich vor mir, sagte sich Adele, als Heinrich mit den Worten davonlief: „Bitte nehmen Sie hier Platz, ich will Mama suchen!" Da trat aber auch schon eine Dame herein, der man sofort ansehen konnte, daß sie die Herrin des Hauses war; an ihrer Seite und hinter ihr eine Menge Kinder. Zwei ganz kleine in den Falten ihres Kleides versteckt.

„Guten Abend, mein liebes Fräulein!" sagte die Hausfrau freundlich und umarmte das junge Mädchen, es auf die Stirn küssend.

„Kommt meine Kinder, grüßt Fräulein Blanken und dann sucht es ihr bequem zu machen."

Anna trat erröthend vor und küßte sie schüchtern, Marianne und Emmi machten es ihr mechanisch nach, Fritz und Louischen gaben ihre dicken Patschen und steckten die Finger der Linken in den Mund, was ihnen zu großem Trost gereichte, wenn sie blöde waren.

„Wollen Sie in Ihr Zimmer gehen oder gleich

unter uns bleiben, wir gehen bald zum Thee?" fragte die Mutter.

Adele wußte nicht was sagen, was thun; wie ein eiserner Gürtel lag es um ihr Herz und engte ihr den Athem ein. Frau von Eichwald fühlte es ihr nach und schloß sie nochmals in die mütterlichen Arme. „Armes Kind, es ist Alles so neu," sagte sie weich. Adele brach in Schluchzen aus, sie konnte sich nicht mehr halten, so lange hatte sie sich nicht mehr an einem theilnehmenden Menschenherzen ausweinen dürfen. Seit sie die liebe Heimath verlassen! Nun sie so rückhaltlos weinte, traten den Kindern, die rathlos herumstanden, auch sympathische Thränen in die theils ernst blickenden, theils schalkhaften Augen. Fritzchen sah erstaunt hinauf zu der ihm unverständlichen Gruppe und machte große fragende Augen. Louischen löste den Bann, indem sie ihrerseits ungeheuer zu brüllen anhob und undeutlich die Worte herausstieß: „Fremde Tante unartig." Das reizte wiederum die stets bereite Lachlust der kleinen Emmi, die sich vergebliche Mühe gab, die kleine Richterin fortzuziehen. Diese aber hatte das Beste gewählt, denn ihr herzhaftes Schreien brach das Eis. Adele hob den Kopf von Frau von Eichwald's Schulter und lächelte durch Thränen die Kleine an. Nun fing Alles an zu lachen und wenn man von Herzen schon einmal zusammen gelacht hat, dann ist man sich nicht mehr fremd. Anna fand den Muth zu sagen, „kommen Sie liebes Fräulein, ich zeige Ihnen ihr Zimmer, es liegt neben unserm." Die Anderen liefen voraus oder nebenher. Es war ein niedliches Stübchen und so ordentlich und rein und frisch sah Alles drin aus. Blumen standen auf dem Tisch und durch das offene Fenster wehte wei-

cher Abendwind hinein. Da standen auch schon die Koffer und Reisesäcke.

„Laßt sie einen Augenblick allein, damit sie sich sammeln kann," hatte die Mutter Anna zugeflüstert. Anna stellte das Licht hin und sagte, sie müßte den Thee bereiten. „In zehn Minuten hole ich sie ab, nicht wahr?" Damit entschlüpfte sie, die Kinder hinterdrein. Sie stürmten zur Mama, alle durcheinander redend.

„Aber sie ist ja kaum älter als Anna!" „Sehr böse sieht sie nicht aus!" Warum weinte sie? Fräulein Krebs weinte garnicht als sie zu uns kam," bis Mama sagte: „Vor Allem Kinder, wollen wir uns jetzt ausdenken, was wir ihr Angenehmes thun können, damit ihr der erste Abend bei uns gefällt." „Ich bringe ihr den Lehnstuhl an den Theetisch und eine Fußbank," rief Emmi und fing an den schwersten Großvaterstuhl heranzurollen. „Ich bringe sie nach dem Thee in das Treibhaus, das im Mondenschein so wunderhübsch aussieht," rief Heinrich. „Nein, an den Parkteich, der ist tausendmal hübscher im Mondschein," schrie Marianne.

„Ich gebe ihr heute meinen Platz neben Mamachen," sagte Anna und sah etwas zweifelnd und wehmüthig zur Mutter. Die Andern verstummten, sie fühlten, Anna hatte das Beste gesagt.

„Und wißt Ihr, was Ihr Alle zusammen ihr Angenehmes erweisen könnt? Gebt das „Schwarze-Mann-Spiel" auf, das ich heute mit Euch zu spielen versprach und laßt Fräulein Blanken heute Abend allein mit mir. Ihr seht wie schwer ihr das Herz ist, sie sehnt sich gewiß darnach, sich mit Jemandem auszusprechen."

Die Theestunde verlief schon wieder geräuschvoller, als man es den eben noch so ernst und gemessen drein-

schauenden Kindern zugetraut hätte; es war doch nicht möglich, lange diese beweglichen Zungen zu bändigen. Adele allein blieb ziemlich stumm und starrte oft auf ihren Teller, der nicht leer werden wollte. Nach dem Thee nahm die Mutter das junge Mädchen beiseite und führte sie an ihrer sanften weichen Hand in ihr Cabinet. Es war hier halbdunkel, der Mond schien durch die gigantischen Philodendronblätter auf eine kleine Causeuse; die einladend unter den Blattpflanzen stand und Adelen zuzuflüstern schien: „Komm auf meinen Schooß fremdes Kind und lausche der sanften Stimme, die in diesem Zimmerchen schon so manches junge Herz beschwichtigt, so manche krause Stirn geglättet hat; es ist auch eine Mutter, freilich nicht Deine eigene, aber eine liebevolle Mutter, die es jedem traurigen Menschenkinde sein möchte." Der Mond winkte ihr durch die phantastischen Blätter sein tröstliches „Guten Abend" zu, wie so oft auf der langen einsamen Reise, mitten unter den vielen wildfremden Menschen; auch er schien ihr dies Mutter-Zimmerchen empfehlen zu wollen, als einen warmen, guten Platz für Verlassene und Traurige. Adele gehorchte dem Wink der Hausfrau und setzte sich neben sie. Es bedurfte nur noch einer kurzen Aufforderung und sie schüttete ihr ganzes Herz aus, rückhaltlos, zwanglos, wie man es einer Mutter gegenüber thut.

Sie erzählte von ihren Eltern, die rasch hintereinander gestorben waren, sie und ihre fünfzehnjährige Schwester zurücklassend; von ihrer frohen Kindheit, ihrer ernsten Schulzeit, von ihren Pflichten der Schwester gegenüber; zuletzt auch ein Wenig von den Aengsten, die sie heute Abend beim Ankommen ausgestanden und die noch lange fortdauern würden, in Bezug auf die Tüch-

tigkeit zum verantwortlichen Lehrerinnenberuf. Alles durfte sie dieser Frau sagen, das fühlte sie und als zum Schluß Frau von Eichwald die Trostworte sagte: „Seien Sie unbesorgt, mein liebes Kind, und gehen Sie mit Zuversicht an ihre Arbeit, Sie haben das Eine, das Nöthigste, das redliche Wollen, und kommen Sie immer gleich zu mir, wenn sich Ihnen irgendwelche Schwierigkeiten in den Weg zu stellen scheinen, oder ein Zweifel Sie beschleicht, ich werde Ihnen schon helfen," — da war es ihr, als lege sich eine beruhigende Hand auf ihr banges Herz und der Friede kam über sie, dessen sie nach all den Aufregungen der letzten Wochen so sehr bedurfte.

Unterdessen hatten die Kinder im dunkelsten Winkel des Saales gekauert und ganz leise gesprochen, von wem wohl anders als von Ihr, hing doch für sie das künftige Wohl und Wehe von dieser neuen Hausgenossin ab. — „Oh, wie wird, wie wird sie sein?" wiederholte Marianne in allen Tonarten. Die arme Marianne konnte sich von allen am schwersten in Ungewohntes finden. Dazu trat sie eben in das klippenreiche Backfischalter.

Als die Schlafensstunde schlug, klopften die Kinder an die Cabinetthür, Mama rief „herein" und die Schaar stürzte auf sie zu, um „Gute Nacht" zu sagen. Emmi küßte Mamas Ohr sehr lange und inbrünstig und flüsterte bei der Gelegenheit:

„Mütterchen; wann ist Schule?" „Kinder," antwortete die Mama laut, „morgen und übermorgen wird Fräulein Blanken sich mit uns einleben, und Ihr habt frei." Die Kinder unterdrückten tapfer einen Erleichterungsseufzer. Marianne und Emmi drückten sich im Geheimen die Hände und fort sausten sie in das

Schlafzimmer, wo ein tolles Stimmengewirr anhub, das aber jäh abbrach, als Punkt neun Uhr die älteste Schwester das Licht auslöschte und die Thür schloß.

Bald darauf lag auch das ganze Haus in friedlichem Schlaf. Der gute alte Onkel Mond, der seine kleinen und großen Schützlinge Abends jeden in seinem Bett noch besuchte, war höchlich erstaunt, ein wohlbekanntes Mädchengesicht in dem lange unbewohnten Stübchen süß schlummernd zu finden. Er hatte sich auf ellenlange Trostreden eingeübt und vielleicht auf ein wenig Schelte, wegen unvernünftiger Furcht und schwächlicher Sentimentalität, und nun schlief das Fräulein, ohne seine Hilfe und war auf eigene Hand ruhig geworden. Sonderbares Menschenvolk. — Unberechenbar in Allem!

Kapitel II.

Sonntag.

Der folgende Tag, ein Sonntag, war ein doppelt und dreifacher Feiertag, denn der Vater wurde nach Hause zurück erwartet, mit Emil, dem Vetter der Kinder, der von Heinrichs Alter war. Emil war eine Waise, und Eichwald's nahmen ihn als Pflegesohn in ihr Haus. Er sollte mit Heinrich von dessen altem Lehrer, Herrn Wolff, erzogen werden. Die Kinder freuten sich königlich auf den neuen Kameraden, Frau von Eichwald aber machte sich heimlich Sorgen. Wie würde dieser fremde Knabe zu ihren offenherzigen, wahrheitsliebenden Kindern passen? Wußte sie doch, wie verschieden von ihrer Erziehungsweise diejenige gewesen, die er bisher genossen. Aber sie zauderte keinen Augenblick, den verlassenen Knaben aufzunehmen. Sie hielt es für ihre Pflicht und sah mit festem Auge dem Schweren entgegen, das ihr aus dieser Menschenfreundlichkeit erwachsen konnte. —

Der Kaffeetisch auf der langen schattigen Veranda versammelte alle Hausgenossen. Anna mit schneeweißer Schürze, machte den Kaffee und die Kleinsten liefen ihr bei jedem Schritt nach, stets in Gefahr von heißem Wasser oder der Milch begossen zu werden. Sie hingen an Anna's Schürze und zeigten Fräulein Blanken, die immer noch großen Respekt einflößte, konsequent die Kehrseite ihrer kleinen niedlichen Gestalten.

Fritzchen, ein Bübchen von drei Jahren, hatte trotzdem die größte Lust, mit der Fremden anzubinden. Er wußte nur nicht wie solches anzufangen. Er machte allerlei Capriolen und Grimassen, in der Hoffnung, ihre Aufmerksamkeit zu fesseln. Wenn sie ihn aber lächelnd ansah, rannte er erröthend zur ältesten Schwester, um sich hinter ihr Kleid zu verkriechen. Louischen äffte mit reizender Unbewußtheit ihrem Bruder, ihr Ideal und Vorbild in Allem, nach und Anna hatte viel Mühe, ihre Teller und Kannen heil auf den Tisch zu stellen. Der thaufrische Morgen stimmte alle froh und gesprächig und vollends als Mama heraustrat, wurde sie von ihren Kindern fast umgerannt. Jedes hatte ihr etwas zu erzählen.

Fräulein Blanken, die wir hinfort Adele nennen, da sie erröthend gebeten hatte, bei ihrem Taufnamen genannt zu werden, mußte sich eingestehen, daß ein nordischer Augustmorgen auch wunderschön sein kann, ja, daß er sogar Eines, dessen sie sich in ihrer Heimat nicht so unmittelbar bewußt geworden, bieten kann, die so unglaublich erfrischend wirkende Reinheit der Luft, nach feuchtkühler Nacht. An Blättern und Blüthen hingen noch die erquickenden Tropfen und glitzerten in der Morgensonne. Am weiten Horizont thürmten sich dicke weiße Wolken, die täuschend fernen Gletschern glichen. Es war so still und die Luft so klar, daß man die Glocken der über acht Werst entfernten Kirche vernahm, wenn man hinhorchte. Kein vorüberrasselnder Arbeitswagen, kein Pferdegetrampel störte die Sonntagsruhe.

Vor dem Beginn des Sonntags-Hausgottesdienstes wurde ein kleiner Gang durch den morgenfrischen Garten unternommen, wo Jedes sein Bestes zeigen wollte.

Marianne die reifen Stachelbeeren, Anna die tiefschattige Linden-Allee, Heinrich die Bienenstöcke.

Als sie zurückkehrten und Adele in's Haus trat, fühlte sie sich schon heimischer. Es ist ein sonderbares Ding darum, wenn man zum zweiten Mal eine Schwelle betritt, Alles sieht uns schon bekannter an, es scheint uns fast schon anzulächeln, was beim ersten Eintritt uns kalt und stolz zurückstieß. Vollends das Zimmerchen, wo sie schon eine Nacht geschlafen, athmete Gemüthlichkeit und sie fühlte heute das Bedürfniß, sich drin einzurichten und ihre Sachen auszupacken. Dazu hatte sie sich gestern Abend nicht entschließen können, nur das Nothdürftigste hatte sie herausgeholt und sehr bald das Licht gelöscht, um die fremden Wände nicht zu sehen. Mit festem Entschluß, sich nach Hause zurückzuträumen, war sie vor Uebermüdung schnell in glücklichen Kinderschlaf gesunken. Jetzt fing sie an, sich häuslich niederzulassen; liebe Bilder wurden über den kleinen Divan, die der Eltern über das Bett gehängt. Dann stellte sie ein paar Kleinigkeiten auf den Schreibtisch, ebenso wie sie zu Hause gestanden und als sie von draußen gelbe und rothe Strohblumen geholt und in aller Eile einen Kranz um die Bilder der Eltern gewunden, hatte sie schon ihr Stübchen lieb gewonnen. Sie machte die Erfahrung, daß man sich bald, in welchem Raume es auch sei, zu Hause fühlt, wenn man nur selbst schon einmal „Ordnung" darin gemacht. Mit zufriedenem Lächeln öffnete sie Anna, auf deren schüchternes Pochen die Thür. Das junge Mädchen trat leise herein.

„Darf ich etwas bei Ihnen bleiben?" „Gewiß, meine Liebe, kommen Sie und setzen Sie sich zu mir. Sehen Sie wie nett mein Zimmerchen aussieht." Anna

war überglücklich, daß Adele sich eingelebt und daß es ihr zu gefallen schien.

Beide Mädchen setzten sich auf's Sopha und waren bald in rückhaltlosem Erzählen aus Kindheit und Jugend versunken.

Die Eine hatte fast nur Trübes zu berichten, die Andere von ununterbrochenem Glück. Glückseliges Kind! Sie hatte noch die Mutter, die ihre Kindheit wie die Sonne durchwärmt hatte und ihre Jugend durchleuchtete.

Nachmittags galoppirte Fritzchen im ganzen Hause herum und blies auf einer Blechflöte zum Aufbruch. Papa sollte entgegengefahren werden, Alles durfte mit, sogar klein Louischen. Eine große Familiendroschke, auf welcher acht seitwärts sitzende Personen Platz fanden, stand, mit zwei Grauen bespannt, vor der Thür. Der dicke Markus thronte auf dem Bock, an dessen Seite sich Heinrich setzte, das Fritzchen noch zwischen sich und dem Kutscher einzwängend, der mußte auch das Kutschen lernen. Er bekam die Enden der Leine in die Hand und sein tiefernstes Gesichtchen besagte, daß die Verantwortung für die ganze Familie auf ihm ruhte. Mama, die drei Mädchen und Adele saßen auf den beiden Seiten des Fuhrwerks, und es ward gleich abgemacht, daß Letztere durchaus auf dem Rückweg ihren Platz wieder einnehmen mußte, um von beiden Seiten den hübschen Waldweg kennen zu lernen. Louischen wurde zwischen den Großen auf den Sitz gelegt, wo sie bald kleine schnarchende Töne vernehmen ließ.

„Desto besser, nun ist sie ruhig und tanzt nicht hin und her," sagte Emmi. „Sie glauben nicht, Fräulein Adele, wie schrecklich Louischen auf Fahrten ist."

Es war eine prächtige Fahrt, ach, wie anders für

Adele als jene einsame Reise. Der Wald stand in seinem schönsten Schmuck; oben die sich leise entgegen und auseinander beugenden Baumkronen, unten die riesigen Farrenkräuter und grünes sammetweiches Moos, hier und da grell von einem Sonnenstrahl beleuchtet, der die reizendsten Stellen den Vorüberfahrenden weisen zu wollen schien: seht hierher, seht dorthin! Wirklich wurde Adelens Nacken ganz müde, so oft mußte sie den Kopf umwenden, um Alles zu sehen, was die Kinder ihr zu zeigen hatten.

Bei der Wassermühle, die im Thale lag, wurde Halt gemacht. Man stieg aus und lagerte sich an einem Abhange. Die Kinder suchten Pilze im Tannenwäldchen. Louischen war aufgewacht und versuchte den Abhang hinaufzuklettern, ihrem Ideale nach, das bei jedem Schritt auf dem glatten, trockenen Tannennadeln einige Schritte zurückrutschte. Kaum hatten die Mädchen eine Schürze voll Tannenriezchen gepflückt, als Heinrichs Triumphgeschrei im Walde erschallte: „Sie kommen, sie kommen. Ich erkenne den Trapp unserer Pferde. Horchen Sie, Fräulein Blanken, es sind ihrer zwei, und es klingt doch ganz, als wär es nur eins.

Alles lauschte in athemloser Spannung, denn es dauerte einige Zeit, bis Heinrichs Prophezeihung sich verwirklichte und Alle den gleichmäßigen Schritt der Pferde vernahmen. Bald hörte man auch das Wagengerassel und sieheda, nun tauchte auch das ganze hübsche Bild einer sich von dem Dunkel der Bäume abhebenden Equipage auf. Ein Herr mit großem blonden Schnurrbart und freundlichen blauen Augen saß darin, neben ihm stand sein Mützchen schwenkend, ein hübscher Junge, Vetter Emil. Als aber der Wagen hielt und Alle ihn

umstanden, war seine muthige Stimmung augenscheinlich einer etwas beklommenen gewichen. Mit niedergeschlagenen Augen begrüßte er die Tante und reichte recht ungeschickt den Cousinen eine kalte, zitternde Hand. Der Papa wurde fast umgeworfen von der jubelnden Kinderschaar, über deren Köpfe hinüber er seiner Frau den Schnurrbart zum Willkommenkuß reichte. Adele bot er freundlich die Hand, noch bevor sie ihm vorgestellt werden konnte.

Das Wetter war mittlerweile kühl geworden und da die Kleinen nicht zu lange im Augustnebel in Walde bleiben durften, ward nun ohne Aufschub wieder aufgesessen. Frau von Eichwald und Emil wechselten die Plätze und die Kleinsten durften nunmehr auf Mama's Schooß und an Papa's Seite nach Hause fahren. Dort fand man den langen Tisch auf der Veranda gedeckt, es sollte jeder Augenblick des rasch dahineilenden Sommers im Freien genossen werden. Nun ging es an ein Fragen und Erzählen. Papa war ja eine ganze Woche abwesend gewesen, was war nicht Alles unterdessen in Feld und Wald, in Stall und Haus geschehen, das er durchaus auf einmal hören mußte. Jedes glaubte die wichtigste Neuigkeit zu haben und die Anderen durchaus überschreien zu müssen. Schließlich war Papa genöthigt zu sagen: „Kinder, nachher; laßt uns zuvor speisen, und dem Emil legt eine tüchtige Portion vor, wir haben beide einen Wolfshunger mitgebracht."

Nach der Abendmahlzeit mußte Papa in sein Arbeitszimmer gehen, um mit den Wirthschaftsbeamten zu conferiren, über die, während seiner Abwesenheit geleisteten Arbeiten, sowie über das morgen Vorzunehmende; es war eine heiße Arbeitszeit für den eifrigen Land-

wirth und solche Besprechungen währten oft bis zur Schlafenszeit der Familie. Heute besonders konnte Mama nicht erwarten, ihren Mann noch für sich zu haben, daher überließ sie ihn mit einem kleinen Seufzer seiner Beschäftigung und rief die Kinder zu sich.

Marianne kam zuerst gelaufen: „Mama kommt heute das Märchen?" „Ja, Kind, heute ist ja Sonntag und wir haben keinen Besuch." Nun waren auch schon die anderen Kinder herbeigekommen und Emmi meinte mit wichtiger Betonung: „Besuch haben wir eigentlich wohl, Fräulein Blanken und Emil." „Beide sind kein Besuch," berichtigte Mama, „sie gehören zu uns wie Ihr Alle." Heinrich schlängelte sich unter Mama's Arm durch und fragte schmeichlerisch: „Also kommt die Geschichte, Mamachen?" „Ja, mein Junge, aber fragt erst Emil, ob er nicht was Anderes wünscht, heut ist er noch fremd bei uns, darum wollen wir ihm Alles zu Gefallen thun." Emil wurde gefragt und freute sich natürlich sehr, weniger über die Aussicht eine Geschichte erzählen zu hören, als darüber, sich für einige Zeit unbeobachtet zu wissen.

Die dunkele Lindenlaube, der traditionelle Märchenplatz, versammelte bald die kleine neugierige Gesellschaft. Anna brachte für Mama einen niedrigen Rohrstuhl aus dem Hause. Es war schon ziemlich dunkel geworden und am Augusthimmel traten immer mehr Sterne hervor. Die Kühle, die um Sonnenuntergang eine Weile geweht, hatte sich wieder in weiche Wärme verwandelt und vollends in der dichten Laube brütete noch die Hitze des Sommertages. Alles lagerte sich so nah wie möglich um die Mama, auch Adele wagte in der Dunkelheit ihr ganz nahe zu rücken, die nun mit leiser Märchenstimme begann:

Kapitel III.

Mama's Märchen.

Es war einmal eine schöne, junge Rittersfrau, der in einer Nacht Zwillinge in die goldene Wiege gelegt wurden; zwei liebliche kleine Schwestern, die das ganze Glück ihrer jungen Eltern ausmachten. Die Mutter wollte ihren Kindern das Schönste schaffen, ja Mond und Sterne vom Himmel reißen, da das aber nicht anging, lud sie eine gute und kluge Waldfrau zu Gevatter, im Stillen hoffend, sie werde mit ihren schönsten Gaben erscheinen, denn sie selbst war schon der Waldfrau Liebling gewesen. Als diese von der Geburt der Zwillinge hörte, rüstete sie sich ohne Säumen zur Reise. Sie goß Schönheit und Anmuth, soviel sie davon im Vorrath hatte, in eine goldene Schale und mischte sie zusammen; dann schwebte sie durch den lichtgrünen Buchenwald dem Bergschlosse zu. Hier angekommen ward sie in das grünverhangene Gemach der jungen Mutter geführt, die eben das erstgeborene Töchterchen an der Brust hatte, während das jüngste sanft in der Wiege schlummerte. „Ich grüß' Dich junge Rittersfrau und Deine lieben Kindlein," sagte die Fee im Eintreten, „und bringe Dir die beste Pathengabe." Und dabei strahlten ihre Augen so verheißungsvoll und sie wies auf das köstliche Gefäß in ihrer Hand. „Es ist eine Schale Schönheit, die ich ausgießen will auf die Kleinen, sie enthält übergenug für Beide." Dabei beugte sie sich liebevoll über

das Kind an der Mutter Brust und neigte die goldene Schale. Da erwachte aber die Kleine und reckte die rosigen Aermchen in die Höhe und griff unbewußt nach dem glitzernden Rande, so daß der ganze Inhalt sich über sie ergoß, und kein Tröpfchen noch für das Schwesterlein in der Wiege blieb. „Wehe, wehe, die ganze Schale Schönheit habe ich über dies Kind ausgegossen, ach es sollte nicht so sein," klagte die Fee, „was fang' ich an, was fang' ich an!" Auch die Rittersfrau fing an zu jammern. „Oh, Du mein armes, kleines Kind, kein Tröpfchen Schönheit! In Nacht und Dunkel wird Dein trauriges Leben dahin fließen, ohne Freude, ohne Liebe." Sie legte die Aelteste in die Wiege und riß die Jüngste an die Mutterbrust, sie preßte sie leidenschaftlich an sich und schluchzte: „Was soll nun aus Dir werden." Der guten Fee schmerzte das Herz. Sie stand in Gedanken versunken, sie hatte nichts mehr. Endlich nach langem Sinnen fiel ihr ein, daß ihr am Gürtel ein kleiner Zauberstift hing, dessen Kraft sie freilich schon verbraucht hatte, bis auf ein einziges Wort; das sie schreiben durfte wohin sie wollte. Zwar stand ihr frei dies Wort zu wählen, aber was konnte sie mit dem einen armseligen ausrichten. Wohl hatte sie sich's aufbewahrt für den Fall, wo sie einmal ganz rathlos sein würde. Die Verlegenheit, die war nun vorhanden, aber das Wort! das Wort! Welches war das Wort, das die kleine Beraubte entschädigen konnte. Wieder sann sie eine Weile nach, dann aber trat sie festen Schrittes zur Mutter, entblößte die kleine, schneeige Brust des Kindes und schrieb mit dem Stift auf's junge Menschenherz. Mit thränendem Auge sah die Rittersfrau fragend zur Fee hinauf, sie seufzte und schüttelte ungläubig den Kopf. Da

sprach die Fee: „Sei ruhig, dies Kind wird nicht weniger glücklich sein, als seine Schwester, glaub' es mir. Siehe hier die kleine Goldtafel, nimm sie sammt dem Stift, er wird gewissenhaft die glücklichsten Stunden Beider aufzeichnen, alsdann mache die Rechnung selbst, wenn Du mir keinen Glauben schenkst." Der bange Zweifel, der sich einen Augenblick auf dem Gesicht der gütigen Fee gezeigt, hatte ihrer gewohnten sicheren Ruhe Platz gemacht, siegesgewiß winkte sie einen Abschiedsgruß und entschwebte. Das Elternpaar rieth hin und her, was für ein Wort es gewesen sein konnte, es half nichts, es blieb ihnen lange verborgen. Die Schwestern wuchsen heran und die Aelteste ward schön, so schön wie noch nie ein Menschenkind gewesen. Ungesucht flogen die Menschenherzen ihr entgegen. Wer konnte ihrer unsagbaren Anmuth widerstehen? Sie ward glücklich, denn ist nicht Schönheit ein Freibrief zum Glück? Mit der Jüngsten ward es freilich anders, sie besaß gar keine Schönheit, kein Tröpfchen war ja für sie übrig geblieben. — Die Eltern sahen mit Zittern und Zagen dem Tage entgegen, der ihr offenbaren würde, was die Schwester ihr gethan. Aber wunderbar, der Tag kam nicht, an dem sie ihrer selbst gedachte, hatte sie doch immer so viel für alle Anderen zu denken. Und als die Schönheit der Aeltesten sich zur vollsten Blüthe entfaltet hatte, da sahen die Eltern, daß auch im Herzen der Jüngsten eine wunderliebliche Blume erblüht war; reine, selbstlose Menschenliebe, und nun ahnten sie, daß so das Wort geheißen hatte, das die Fee dem Kinde auf's Herz geschrieben. Die schöne Schwester ward bewundert und geliebt und wer die himmlische Gestalt zu Gesicht bekam, war beglückt wie durch einen Himmelshauch. Ihr

junges Leben war ein einziger, ununterbrochener Siegeszug. Die unschöne Schwester zog scheinbar auf steinigem, einsamem Wege dahin, oft bückte sie sich, um mühsam die Menschenherzen zu pflücken, die ihr am Wege blühten, aber müde ward sie dessen nie. Ihr weites Herz hatte Raum für Alle, Jung und Alt, Arm und Reich, Alle liebte sie. Aber auch die Blinden und Blöden, die keine Augen und keine Sinne für die wundervolle Schönheit der Schwester hatten, zählten unter diejenigen, welche Wohnung gemacht in dem Herzen der unschönen. Wie kam es nun, wenn die Rittersfrau die kleine Tafel befragte, daß die Zahl der frohen Stunden auf der Rechnung der jüngsten Tochter die größte war? Als aber nach langem Leben, zugleich wie sie die Erdenlaufbahn betreten, die Zwillingsschwestern sie auch wieder verlassen sollten, da ward Allen sonnenklar, wem die Fee die beste Gabe verliehen. Für die Schöne war eine Zeit gewesen, wo sie mit Verlangen zurückgeschaut auf das Vergangene, anders war es jetzt mit ihr geworden. „Mein vielgepriesenes Glück schwindet mit meiner Schönheit," klagte sie in einsamen Stunden. Solche hatte die Jüngste nicht. Sie ward älter und reicher ward ihr Leben, sie sehnte sich auch nicht zurück in die Jugend, denn ihr Glück blühte stündlich von Neuem auf. Und als das Schwesternpaar nebeneinander auf der Bahre lag, da waren sie wieder so ähnlich wie damals in der Wiege. Die versöhnende Hand des Todes hatte auch bei ihnen alle Ungleichheit ausgelöscht und Beiden den Stempel des Ewigen aufgedrückt.

Als die Mutter ihre Geschichte erzählt hatte, erhob sie sich. Die Kinder dankten und küßten ihr die Hände. „Mama's Geschichten sind immer die hübschesten! Ich

liebe die aus Büchern lange nicht so sehr," sagte Marianne und umfaßte die Mutter zärtlich, indem sie ihren Lockenkopf an deren Brust schmiegte. „Mama," fügte sie leise hinzu, „hattest Du sie besonders für mich gemeint?" „Nein, mein Herz, diesmal habe ich ganz ohne Hintergedanken erzählt. Alle Menschen können sie sich zu Herzen nehmen, nicht wahr?" „Oh ja," sagte Marianne, „aber ich doch am meisten, denn ich bin manchmal neidisch auf Anna, die hübsch und gut ist und die Alle mehr lieben als mich. Siehst Du, Mama, nun schleicht sie sich schon wieder in Fräulein Blanken's Herz ein, und ich weiß schon, bald wird auch sie mich hinter Allen zurücksetzen." Dieses sprach sie in weinerlichem heftigen Ton, halblaut in kaum verhaltenem Zorn. Die Mutter blieb mit ihr zurück. „Marianne," sagte sie ernst, „also wirklich immer noch das Alte! Du meinst nicht, was Du eben sagtest, ich fühle Dir die Scham darüber an. Aber denke nur etwas nach, wie sollten Fremde Dich lieben, wenn Du Dich so zeigst." Marianne war ganz kleinlaut geworden. „Aber Engelmama, Anna giebt Niemandem die Zeit, mich lieben zu lernen. Sie nimmt Alle gleich für sich." „Nein, mein Kind, so hängt das nicht zusammen. Deine Schwester liebt eben jeden, bevor sie ihn genau kennt. Sie tritt immer mit bestem Vorurtheil an den Menschen heran, und bis Du erst Deine Fühlhörner ausgestreckt und geprüft hast, ob Du die Menschen auch lieben kannst und sollst und willst, solange hat Anna schon Zeit genug gehabt, die kleinen Liebesbeweise und Freundlichkeiten zu erweisen, die ihr dem Nächsten wie dem Fremdesten gegenüber aus dem Herzen kommen und natürlich die Herzen im Fluge gewinnen!" „Aber Anna ist schon so

gut geboren. Sie thut Alles von selbst." „Siehst Du, mein Kind, paßt dieses, was Du eben sagst, zu dem, wie Du Dich vor zwei Minuten über Anna's Art, sich auf Kosten Anderer in die Herzen zu schleichen, aus- ließest? Aber so ist es auch nicht, so ganz „von selbst," wie Du sagst, ist Anna's Liebe auch nicht; sie hat nur ihren Eigenwillen überwunden und hat sich mit Mühe und Ausdauer daran gewöhnt, an andere zu denken und für andere zu leben. Und das, mein Kind, kann ein Jeder, der es nur ehrlich will. Ich will Dir einen praktischen, leicht ausführbaren Rath geben, nimm Dir alle Morgen beim Aufstehen vor, wenigstens einem Men- schen eine wirkliche Freude zu machen. Dann führe täg- lich diesen Vorsatz aus und steigere allmälig die Zahl der Freuden, die Du Deiner Umgebung machen kannst. Fange nur an, denke Dir aus, was jedem besonders angenehm sein könnte und zugleich in Deinen Kräften liegt. Und dann noch eins, grüble nicht unausge- setzt darüber nach, wie Du des einen Menschen Herz gewinnen kannst; liebe Du vor allem alle und Du wirst sehen, daß Du kaum mehr was vermissen wirst. Paß' auf, Du wirst garnicht darauf kommen, daß man Dich nicht liebt." „Bitte, bitte hilf mir dabei, Mama. Ich verstehe es nicht anzufangen mir die Freuden auszudenken. Mein Taschengeld wird nicht reichen, alle Tage etwas zu schenken." „Das sollst Du garnicht, denn mit gekauften Geschenken beglückt man selten wirklich. Warte ein Mal, ich werde eine Woche lang Dir alle Abend eine Freude sagen, die Du am anderen Morgen Jemandem bereiten kannst. Morgen z. B. hast Du noch keine Stunden, da nimm der Marie das Kartoffelschälen ab, damit sie zu ihrer kranken

Mutter laufen und ihr Milch bringen kann. Ich hätte die Milch auch so geschickt, aber ich weiß, wie glücklich die alte Else ist, wenn die Tochter sie auch zuweilen am Werktag besucht. Und nun gute Nacht, mein Herz." Im Gespräch hatten sie nun den Perron erreicht, wo alles die Mama erwartete, um „gute Nacht" zu sagen.

Kapitel IV.

Trübe Zeit.

Beim Abschiednehmen hatte die Mutter die Aelteste vermißt und sie schließlich bei der alten Köchin gefunden, die unwohl war, über Stiche und Husten klagte und ein jammervolles Gesicht machte. Anna hatte ihr schon ein Senfpflaster und Fliederthee gemacht und dennoch fand man sie am andern Morgen viel schlimmer dran. Frau von Eichwald und die Kinder kamen abwechselnd zu ihr um sie zu pflegen und ihr den oft begehrten Trunk kalten Wassers zu reichen. Für den heutigen Tag war eine Parthie an den See projektirt, an der die ganze Gesellschaft theilnehmen sollte. Die Mama erklärte aber zu unruhig zu sein, wegen der alten Köchin, die Jugend könne allein fahren. Die Kinder machten lange Gesichter, und Anna sagte rasch: „Bitte, Mama, laß mich auch zu Hause bleiben." Dem stimmten nun die anderen Kinder auch bei und die Fahrt ward aufgeschoben, bis Mama mitkommen könne, denn „ohne Mama zu fahren, ist kein Witz," meinte Heinrich.

Es wurde in's nächste, drei Stunden entfernte Städtchen nach dem Arzt geschickt, und als er erst gegen Abend ankam, erklärte er, die alte Lena sei an einer schweren Lungenentzündung erkrankt, die die ausdauerndste Pflege und unausgesetzte Aufmerksamkeit in Anspruch nehmen würde.

Frau von Eichwald säumte nicht, augenblicklich eine

ganz systematische Krankenpflege einzurichten. Am Tage halfen ihre beiden ältesten Töchter, indem sie mit ihren Schul- oder Handarbeiten neben dem Krankenzimmer saßen, während eine Bäuerin vom Hof, die etwas von der Krankenpflege verstand, die Nächte wachte. Lena war die Wärterin der ältesten Tochter gewesen und schon siebzehn Jahr im Hause. Die Mutter hatte sie Frau von Eichwald als bestes Aussteuerstück bei ihrer Heirath mitgegeben. Sie wurde vom ganzen Hause geliebt und geachtet.

Anna übernahm natürlich den Löwenantheil der Pflege, aber die Mutter leitete doch alles selbst und verbrachte viele Stunden des Tages bei der Leidenden, sie stützend, wenn die Athemnoth groß wurde, und ihr alle Arzeneien nach der Uhr eingebend.

Es war für Alle eine etwas schwere Zeit, besonders für die Mutter, die es ja wußte, wie nöthig sie im Schulzimmer den Kindern und der jungen Lehrerin war, bei diesem ersten schweren Anfang. Auch Herr von Eichwald litt unter der neuen Pflicht, die seine Frau sich auferlegt, aber Alle sahen ein, daß es nicht anders sein konnte. Und als der Arzt Tags darauf wieder kam und erklärte, es stehe sehr schlimm mit der Alten, war das ganze Haus niedergedrückt und Niemand dachte mehr an eigenes Wohlbehagen.

Die Mama hatte schon den ganzen Nachmittag bei der Kranken zugebracht, die in wilden Fieberphantasien sich gegen jegliche Behandlung sträubte, alle Decken und Umschläge von sich riß und unausgesetzt nach Luft zu schreien versuchte, als Abends Anna leisen Schrittes hereintrat und der Mama zuflüsterte, ihr Louischen sei unwohl. „Bleibe etwas hier, mein Kind," sagte mit

ruhiger Stimme Frau von Eichwald, „ich werde nachsehen!“ Im Kinderzimmer fand sie die Kleine stark fiebernd, sich im Bettchen wälzend. Auf ihr Befragen erfuhr sie von der Wärterin, daß die Kleine schon den ganzen Tag nicht recht gewesen und, kaum eingeschlafen, wieder erwacht sei. Die erschreckte Mutter konnte Niemandem einen Vorwurf machen, daß die am Tage schon aufgetretenen Symptome ihr verschwiegen worden waren. Sie war sich augenblicklich klar darüber, daß ihr kleines Nesthäkchen von ernster Krankheit bedroht sei. Wirklich kamen schwere Tage.

Noch nie war in dem Hause ein Kind so schwer krank gewesen, und die Geschwister lernten zum ersten Mal, für ein liebes Leben zittern. Selten nur durften die Kinder zur kleinen Patientin, und nur in den Momenten, wo sie ganz besinnungslos lag. Sobald sie erwachte, durften ihre Augen nur auf zwei Personen fallen, die sie pflegten, Mutter und Wärterin; jedes andere Gesicht regte sie sichtlich auf und erhöhte das Fieber. Die Gefahr, in der das zarte Leben schwebte, wuchs tagelang. Es war, als hätte sich ein dichter Nebelschleier über das sonst so fröhliche Haus gelagert. Mechanisch nahmen die Kinder, die wohl auch maschinenmäßig und ohne Freudigkeit ertheilten Stunden. Sobald eines frei war, schlich es sich in's Vorzimmer, um zu hören, was im Kinderzimmer vor sich ging, und die wenigen, halbwach gelallten Worte des kleinen Lieblings zu vernehmen. Auch die Knaben hatten an nichts mehr Freude. Die beiden Vettern, die anfänglich keine besondere Sympathie für einander zu empfinden schienen, schlossen sich in diesen Sorgentagen

enger an einander, als es in glücklichen Zeiten der Fall gewesen wäre.

Heinrich hatte Emil mit Vorurtheilen empfangen; eines Abends aber sagte er leise zu Anna: „Weißt Du, Emil ist doch ein guter Junge. Er ist so traurig wegen Louischen!" Und dabei brach er in leidenschaftliches Schluchzen aus.

Herr und Frau von Eichwald wechselten sich im Krankenzimmer ab, denn die Mama war nicht ruhig, wenn sie, trotz ihrer unausgesetzten Herzensbangigkeit wegen der Kleinen, nicht häufig zur kranken Lene ging, deren Zustand sich auch eher verschlimmert hatte.

Draußen vor Louischens Fenstern zwitscherten die Vögel auf den nahen Bäumen, unbekümmert um das Menschenkindchen, das da drinnen einen heißen Kampf gegen das Unnatürliche eines so frühen Todes kämpfte. Die Sonne schien hell und warm, und that den Augen der Eltern weh, weil sie überwacht und oft verweint waren.

Man wachte die sechste Nacht, seit Louischens Krankheit. Die Eltern waren auf eine möglicher Weise eintretende Krisis vorbereitet und saßen beide beim Kinde, die anderen waren zu Bett geschickt worden.

Trotz ihrer eigenen schweren Sorgen hatte Frau von Eichwald am Abend alles angeordnet, damit auch der alten Lena nichts mangle. Sie hatte sehr genau und deutlich, wie alle Abend, ihre Befehle der pflegenden Bäuerin auseinander gesetzt, sich alles wörtlich von ihr wiederholen lassen und sie in Bezug auf ihr Benehmen in jedem einzelnen vorherzusehenden Fall nochmals examinirt; in unvorhergesehenem sollte sie selbst unverzüglich benachrichtigt werden.

Als sie überzeugt war, daß die Magd sie in allem verstanden und wirklich ihre Pflicht zu thun beabsichtige, kam sie zu ihrem Kinde, um nun unausgesetzt und ungestört alles zu beobachten, was eintreten konnte.

Adele und Anna saßen mäuschenstill im Nebenzimmer. Sie hatten sehr gebeten, in der Nähe bleiben zu dürfen. Wie langsam schlichen die Minuten dieser Nacht dahin! Von jeder hoffte man Erleichterung für den kleinen leidenden Engel, wie für die bangen, betenden Herzen, die thatenlos seine Qualen mit ansehen mußten. Die Mutter allein war in nächster Nähe der Kranken. Zuweilen hob sie sie behutsam aus dem Bett und versuchte sie bequem in ihren Armen zu halten. Das Kind wollte immer wieder seine Lage verändern und fand doch nirgends Ruhe. Die rasch heraus gestoßenen Athemzüge konnte man deutlich im Nebenzimmer vernehmen, sowie jede Bewegung in dieser angsterfüllten Stille. Adele wurde grausam lebhaft an das Sterbebett ihres Vaters versetzt; sie hielt Anna's eiskalte Hand und drückte sie von Zeit zu Zeit. Letzterer gingen Bilder an der Seele vorüber, die sie nicht zu bannen vermochte. Sie sah einen kleinen weißen Sarg im blumengeschmückten, verdunkelten Saal, wo sie noch kürzlich so lustig getanzt hatten. Sie sah, wie der kleine Sarg von schwarzen Männern weggetragen wurde. Sie sah sich und Alle in schwarzen Kleidern dem Sarge folgen, die Lindenallee hinauf, der Kirche zu. — Wie sollten sie nachher alle wieder eintreten in das Haus, wo ihr kleiner Engel fehlte? — Ihr Blick fiel auf ein abgetragenes Schuhchen der Kleinen, das unter dem Tische lag. Wie ein Stich ging es ihr durch's Herz. Wie sollten sie all' die kleinen Sachen dann sehen? — Die

Kleider, das Bettchen, Karl die Lieblingspuppe? — Anna nahm sich mit starker Willenskraft vor, wenn das kommen würde, alle diese Sachen vor der Mutter zu verbergen, denn was mußte sie erst empfinden.

Und die Mutter, was dachte sie? Sie dachte eigentlich garnicht, sie betete beständig und fühlte immer und immer wieder die Athemzüge des Kindes, von jeder kommenden Minute hoffend, sie würden langsamer sein. So schlich trübe der Morgen heran. Anna wollte den Eltern Thee bereiten, es war kalt geworden. Die Stirn der kleinen Kranken brannte noch immer, nur die Unruhe hatte nachgelassen, sie lag jetzt zu Viertelstunden auf dem Bett und warf nur Kopf und Arme von einer Seite zur andern. Plötzlich fiel der Mutter ein, daß sie zu ausschließlich an ihr Kind gedacht und die andere Kranke fast vergessen hatte. Rasch winkte sie der Wärterin an's Bett zu treten und flüsterte im Vorbeigehen ihrem in Gedanken am Fenster sitzenden Manne zu: „Ich muß sehen, was Lene macht."

Anna schloß sich ihr an und stützte die Mutter, während sie die Treppe hinunterstieg. Leise öffneten sie die Thür zu Lena's Zimmer. Es erschien ihnen schon befremdend, daß hier tiefe Dunkelheit herrschte. „Was ist das?" sagte die Mutter leise und erschreckt, „wo ist die Pflegerin?" Als Antwort hörten sie beim Ofen ein lautes Schnarchen. Wie ein Stein fiel es auf Frau von Eichwald's Herz. Also hatte sie doch schlecht für die treue Dienerin gesorgt, ihr eine unzuverlässige Pflegerin gegeben.

„Bring' ein Licht, Kind," sagte sie rasch im Flüsterton zu der schon forteilenden Tochter. Frau von Eichwald tappte sich nun in der Finsterniß bis an's Bett. Es

hatte sie eine unsägliche Angst ergriffen. Sie vernahm nichts vom Krankenbette her. Mein Gott, sollte die Arme gestorben sein; so ganz verlassen und vernachlässigt. Vielleicht hat sie gerufen und die Magd, vom Schlaf überwältigt, war ihr nicht zu Hülfe gekommen. Für einen Augenblick vergaß sie ihr krankes Kind, ihre Schuld schien ihr zu groß. Sollte sie so schwer bestraft werden? Ihr graute vor dem Augenblick, wo Anna mit Licht kommen würde und doch dehnten sich die Sekunden grausam lange aus. Endlich erschien diese mit vorsichtig vor der Flamme gehaltener Hand. Einen furchtsamen Blick warf Frau von Eichwald auf's Bett. Was wird sie sehen? Da lag das gute alte Gesicht friedlich auf die Seite gebogen, von grauem Haar spärlich umrahmt. Die Brust hob und senkte sich langsam, der Athem ging so leise, wie bei Gesunden. Als sie die Stirne berührte, fühlte sie, daß sie kühl und schweißgebadet war. „Sie schläft so süß," sagte Anna die keine Ahnung von der Angst hatte, die eben noch die Seele der Mutter durchzuckt hatte. „Ja, Kind, sie ist gerettet, hoffe ich." Dann weckte sie die Pflegerin auf, traf die nöthigen Anordnungen und ging leichteren Herzens zu ihrem Kinde zurück.

Kapitel V.

Hinke-Liso.

Im Kinderzimmer war noch alles unverändert, dieselbe Stille, nur zuweilen vom Aechzen des kranken Kindchens unterbrochen. Aber Frau von Eichwald trat mit mehr Muth und Hoffnung wieder hinein. Sie beugte sich zu ihrem Manne: „Reinhold, ich glaube, wir behalten unser süßes Kind!“ Sie sagte es so zuversichtlich, daß ihr Mann verwundert zu ihr aufschaute. „Ja, ich glaube es,“ wiederholte sie, „und, Reinhold, wenn Gott es uns nimmt, so glauben wir dennoch, daß er unser guter Gott und Vater ist.“ „Ja gewiß, mein Herzensweib,“ antwortete er und eine Thräne machte sich verstohlen unter seinen gesenkten Augenliedern frei und versteckte sich rasch im großen Schnurrbart.

Aber die Angst um das liebe kleine Wesen wollte noch keiner Hoffnung Raum geben. Die erwartete Krisis war in dieser Nacht noch nicht eingetreten. Ach, man war schon so müde, das arme unschuldige Dingchen so leiden zu sehen. Mit welcher Sehnsucht stand man den ganzen folgenden Tag am Fenster, auf den Doktor wartend, ach, und heute gerade kam er so entsetzlich spät! Die Kleine schien immer schwächer zu werden, heftige Zuckungen erschütterten häufig den zarten Körper. Die großen blauen Augen richteten sich wie bittend auf die Mutter, um sich sofort wieder in Besinnungslosigkeit zu verschleiern. Die schneeweißen Händ-

chen griffen unstät in der Luft umher, um schwer und müde wieder auf die Decke niederzufallen, die leicht die kleine Gestalt umhüllte, so daß die abgezehrten feinen Formen deutlich sichtbar waren. Wie war das runde Körperchen abgemagert. Fritzchen war der einzige, der von dem allgemeinen Schmerz unberührt blieb. Er fragte wohl bisweilen nach seiner Spielgefährtin, litt aber im Ganzen nach Kinderart wenig unter dem Vermissen. Er wurde fast beständig im Garten gehalten und von weitem konnte man ihn sich seinen Knabenspielen hingeben hören. So vergingen noch zwei volle Tage und Nächte. Die Elternherzen wurden beständig hin und her geworfen von Furcht zu Hoffnung, von Hoffnung zu Hoffnungslosigkeit. Sie bemühten sich, ihre Kinder immer mehr die hoffnungsvolleren Augenblicke mit ihnen theilen zu lassen, als die verzweifelnden. Anna allein konnte klar in dem Gesichtsausdruck ihrer Mutter lesen, so daß sie immer wußte, was diese bewegte.

Als aber eines Abends der Arzt wieder da war und die Augen der Eltern mit athemloser Spannung an dessen Munde hingen, vernahmen sie die Himmelsbotschaft: „Nun, ich denke jetzt geht es besser. Es muß heute eine unscheinbare Krisis stattgefunden haben. Das Kind wird durchkommen. Ich glaube dafür einstehen zu können.“ Da umarmte Herr von Eichwald den guten Doktor und dann lagen sich Vater und Mutter für einen Augenblick in den Armen. Wie ein Lauffeuer ging es durch's ganze Haus: „Louischen ist besser!“ Aller Herzen jauchzten, Alles wollte sofort in's Krankenzimmer stürzen. Welche Mühe hatte die Mama nun, die jetzt doppelt nothwendige Stille aufrecht zu erhalten.

Emmi, die es wußte, daß Louischen der Augapfel der alten nunmehr reconvalescenten Lena war, dachte gleich daran, auch ihr die frohe Nachricht zu bringen, daß der kleine Liebling „gesund" sei. Anna ging ihr nach und korrigirte: „Gesund noch lange nicht, aber außer Gefahr, Gott sei Dank!" Lena's Kräfte lagen noch dermaßen darnieder, daß sie vor Freude laut zu weinen begann. Es war ein köstlich schöner Tag für Alle.

Wie leicht sie geworden war, das früher „Ausstellungskind" genannte Louischen. Wie die Kleidchen schlotterten und die Strümpfe herunterhingen, als man sie ankleiden durfte. Das kugelrunde Gesichtchen war oval geworden, das Näschen spitz und die Augen tief eingefallen. Aber es war doch noch da, das süße Geschöpfchen. Der Todesengel mußte sich wohl tief herabgebeugt haben, über das kleine Bettchen. Sein Flügel hatte hart die kleine Gestalt gestreift, aber er hatte seinen kalten Mund nicht auf den rothen Kindermund drücken dürfen, Gott hatte gewinkt, und unverrichteter Sache mußte er abziehen.

Nun hatte Frau von Eichwald mit unausgesetzter Aufmerksamkeit darüber zu wachen, daß die Kinder, denen Louischen wie eine neugeschenkte Gottesgabe erschien, sie nicht zu sehr verwöhnten und verhätschelten.

Allmählig kam man wieder mit dem häuslichen Leben zu Eichwald in's alte Geleise. Die Schule nahm ihren Gang, die Kinder lernten gern und gut bei Adele. Anfang September kam Herr Wolf an, ein älterer bewährter Lehrer, der die Knaben unterrichtete und auch den Mädchen einige Stunden ertheilte. Alles lebte auf, theils durch die Befreiung von der Herzensangst um die liebe Kleinste, theils aus Ferienmüdigkeit. Endlich konnte man wieder das langentbehrte, programmmäßige Arbeits-

leben beginnen, wo jede Stunde ihre Verwendung fand und dennoch so viel Zeit zum Genießen des ungewöhnlich langen und warmen Herbstes übrig blieb, weil eben jeder freie Augenblick gewissenhaft zum Draußensein ausgenutzt wurde. In den Nachmittagsstunden machte man lange Spaziergänge und „Riezchenparthien" in den Wald. Es war ein an Pilzen merkwürdig ergiebiges Jahr. Man konnte sie auf dem trocknen grauen Moose auf den Knieen vorwärtsrutschend unaufhörlich in Schürzen und Körbe sammeln. Man fand buchstäblich zum Aufstehen keine Zeit. Ein besonderes Fest war es, wenn Mama sich auch von Louischen losmachen und mitgehen konnte.

An einem Sonntag hatte sich wieder die ganze Gesellschaft aufgemacht, sogar Papa und Herr Wolff kamen mit. Man nahm allerlei Wegkost in Körben mit, Pflaumen, Aepfel und Birnen. Louischen saß auf dem Arme der Wärterin am offenen Fenster und verfolgte die fröhliche Gesellschaft mit Kußhändchen. Es ging natürlich in den großen Wald, der seiner vorherrschenden Nadelhölzer und tieferen Dunkelheit wegen so genannt wurde, wohl auch weil er drei Wegstunden lang war und Bären darin hausen sollten. Fritzchen saß in seinem kleinen Korbwagen der von Marianne, Heinrich und Emil abwechselnd gezogen wurde. Dem etwas herrischen Insassen war das Tempo der zweibeinigen Pferde nie rasch genug. Als der Waldessaum fast erreicht war, beschleunigten die Kinder instinktmäßig ihren Schritt, denn sie mußten hart an einer Hütte vorbei, wo Hinke-Liso wohnte, eine alte estnische Bettlerin, deren Geistesgaben sehr beschränkt waren und die der vorüberkommenden Gutsherrschaft regelmäßig auflauerte, um sie mit

stundenlangen, ungereimten Reden aufzuhalten. Schon so manchen schönen Spaziergang hatte sie ihnen verdorben, indem sie allerhand unnützes Gerede wiederholte und dadurch die Harmonie und Ruhe störte. Man sagte sich ja wohl; ach sie ist ja etwas dumm, die arme Alte, man braucht ihren Geschichten keinen Glauben zu schenken, aber dennoch konnte ihr Geschwätz einem die Freude vergällen, wenn man auch später fast in der Regel eine günstige Erklärung fand. Heute drängte die Gesellschaft sich eng zusammen und alle vermieden es auf die rechte Seite zu blicken, aber o Jammer, die Politik hatte nichts geholfen, da stieg sie ja eben über die hohe Schwelle ihres Häuschens und kam rasch herangehumpelt, mit ihrem Stock allerlei Winke zum Stillstehen in der Luft machend.

Emmi rief: „Die greuliche Hinke-Liso, da ist sie schon wieder." Aber Mama, die es nicht übers Herz bringen konnte, so theilnamlos an ihr vorüber zu schreiten ohne sie zu bemerken, winkte ihr freundlich zu und rief: „Liso laß uns heute vorbei, wir haben's sehr eilig." Liso aber ohne darauf zu hören, drängte sich durch den schützenden Wall, den die Kinder um die bedrohte Mutter zu bilden versuchten an diese heran, nahm den Rand ihres Kleides und küsste ihn, drauf klatschte ein breiter, feuchter Kuß auf der abwehrenden Hand und mit einem Seufzer ergab sich Frau von Eichwald in ihr unerbittliches Schicksal: „Ach, liebe Frau, erlauben sie mir nur ein Wort zu sagen, ach ich habe so viel Sorgen, die Prussacken fressen mich auf, mein Brod fressen sie und diese Nacht haben sie sogar meine Nase angebissen." Man konnte noch so böse über Hinke-Liso sein, lachen

mußte man über sie, sie war gar so drollig, wenn sie sprach und ihre tollen Geberden machte.

Nun waren die Schleusen geöffnet und ein unhemmbarer Redeschwall ergoß sich aus dem großen, zahnlosen Munde. Frau von Eichwald gab sich alle erdenkliche Mühe, sich los zu machen, aber keine Möglichkeit, die Alte krallte sich an ihr Kleid und sie mußte der physischen Gewalt weichen. „Ja," fing die Peinigerin wieder an, „als Sie zu Pfingsten weggefahren waren, da war ich auch im herrschaftlichen Hause und Lena führte mich in den Zimmern herum, was da Alles zu sehen war, Gold und Silber und das Fensterglas war so klar, daß man wirklich Alles durchsehen konnte, und die Betten der Herrschaften, alle mit weißen Decken zugedeckt, ganz als lägen lauter Todte darin. Ach, es war alles sehr schön! Und das schönste war der Waschtisch der gnädigen Frau. Da stand das silberne Taufbecken aus der Kirche, aber Lena sagte mir, es sei die Waschschüssel, ganz silbern und darin wäscht man sich die Hände. Ich glaube es aber nicht eher, als bis Sie mir selber sagen, daß Sie ihre Hände, wenn sie eben ganz schmutzig und fettig und schwarz sind, in diese silberne Schüssel tauchen werden. Nun? — werden Sie mir antworten?"

Die Kinder waren in ein schallendes Gelächter ausgeplatzt, bei dem Gedanken, daß Mama's schneeweiße Hände russig und fettig sein sollten. Die Mutter aber sagte: „Jawohl, Liso, ich wasche mich darin. Aber beruhige Dich, es ist auch kein reines Silber, es sieht nur so aus, weil es versilbert ist." „Einerlei, einerlei," rief Hinke-Liso, „es ist so schön, ich träume alle Nacht davon, und freue mich drauf im Himmel wo die Reichen

arm und die Armen reich sein werden, auch ein solches Waschbecken zu besitzen. Die Engel haben doch gewiß auch ein solches."

Die Kinder merkten, daß die Mutter sich anschickte, der alten Bibelverdreherin, den falsch verstandenen Vers zu erklären, und warfen ihr flehende Blicke zu, sich nicht länger aufhalten zu lassen. Die Mutter ließ sich erbitten, und zur rechten Zeit fiel ihr etwas ein, was dem Gespräch rasch ein Ende machen könnte.

„Weißt Du was, Liso," sagte sie scherzend, „daß im Himmel lauter silberne Waschbecken unser harren, das kann ich Dir nicht versprechen, aber eins versprech' ich Dir, wenn ich vor Dir sterben sollte, so sollst Du das meinige bekommen. Ich vermache es Dir hier in vieler Zeugen Gegenwart." Liso starrte mit offenem Munde die Sprechende an. „Was! Sie vermachen mir das silberne Waschbecken?" dabei fing sie an, wie rasend auf einem Bein herumzuhüpfen. „Gold und Silber kommt in mein Haus, diese meine russigen Hände werde ich in silberner Schaale waschen!" Alles lachte um die Alte herum, die vor Glückseligkeit ihrer Sinne nicht mehr mächtig schien. Man benutzte nun rasch den günstigen Moment und die Alte mit ihren süßen Hoffnungen allein lassend, ging man raschen Schrittes weiter. Lange noch hörte man die kreischende, heisere Stimme durch den Wald schallen: „Gold und Silber, wenn die gnädige Frau stirbt! Gold und Silber! Herr von Eichwald wandte sich zu seiner Frau: „Siehst Du, was Du nun angerichtet hast. Hinko-Liso wird um Deinen Tod beten." „Ich hoffe, daß so egoistische Gebete keine Erhörung finden," antwortete auf den Scherz eingehend, Frau von Eichwald.

Kapitel VI.

Drei Tanten.

„Heute kommt Besuch, heute kommt Besuch!“ erscholl es an einem regnerischen Herbsttage auf den Treppen und in allen Räumen des großen Hauses. „Aber zum Kuckuck, so sagt doch, wer kommt denn eigentlich?“ schrie Heinrich die Schwestern an, die er aus der Schulstube stürzend fast überrannte. „Kommen auch Kinder mit?“ rief Emmi. „Welche Zimmer sollen denn eingerichtet werden?“ fragte Marianne, dann stockte sie, erröthete und erkundigte sich mit niedergeschlagenen Augen, ob Weißbrod gebacken werden sollte? Es war Mariannens Obliegenheit, dafür zu sorgen, daß stets solches vorhanden war. Die Kinder mußten Alle schon von dem frühesten Alter an, kleine häusliche Pflichten erfüllen, durch deren Vernachlässigung das Ganze leiden mußte. Auf Anna's jugendlichen Schultern ruhte schon manche Verantwortung, weil sie die Aelteste war, und es verstand, der Mama unbemerkt immer wieder eine Arbeit vorweg zu nehmen. Die kleine Emmi ging Abends vor dem zu Bette gehen, in alle Zimmer herum, und stellte alles wieder an seinen Platz, was im Laufe des Tages in Unordnung gerathen war, auf daß, wie die alte Wärterin sagte, die Engel sich nicht stoßen, die Nachts im Zimmer herumfliegen. Heinrich besorgte die Zimmerblumen, und reinigte sie von den lockeren Blättern und den ihnen so schädlichen Zimmerstaube. Auch

mußte er sie rechtzeitig gegen neue aus dem Treibhause umtauschen, und sie mit Geschmack ordnen. Im Sommer war es seine selbstgewählte, nie vernachlässigte Pflicht, der Mutter alle Tage eine duftende Blüthe auf den Betttisch zu stellen. Sie hatte es gern, bei zartem Blumenduft zu schlafen und Heinrich wußte es so einzurichten, daß vom April bis zum November immer ein Blümchen das Schlafgemach der Mutter mit leisem Wohlgeruch erfüllte.

Nun mußte auch für Emil eine Pflicht ersonnen werden. Jedes Kind kam mit seinem weisen Rath. Emmi meinte, es sei recht passend für ihn, alle Tage den Wald von den trockenen Blättern zu reinigen, damit er nicht zu herbstlich aussehe; Marianne wollte ihn zu Hinke-Liso's Leib-Prussackenkammerjäger erheben, Heinrich bot ihm an, Nachts im Garten zu bellen, damit der Dieb sich vor dem wachsamen Hündchen fürchte und ihnen die Pflaumen an den Bäumen lasse. Papa aber machte den verschiedenen Vorschlägen ein Ende, indem er sagte „Emil wird alle Morgen um sechs Uhr meinen lieben Sohn Heinrich zuerst durch natürliche, wenn die aber nicht mehr hinreichen, durch künstliche Mittel aus den Federn schaffen!" „Bravo!" rief Herr Wolff, „dann bin ich dieser schweren Aufgabe enthoben, und kann mein Morgenpfeifchen in Ruhe genießen."

Heinrich fuhr von seinem Platz auf, geraden Wegs auf seinen höchsternannten Morgenquälgeist los, den er an der Gurgel packte, „wart ich will Dich lehren!"

„Jungens, hinaus aus dem Zimmer, wenn gebalgt werden soll," rief Mama, und fort stürmten sie, um auf dem Rasenplatz ihren Raufgelüsten Genüge zu thun.

Einen Augenblick darauf kam Emil athemlos wieder

hereingestürmt. „Kann ich Dir die Papyros stopfen, Onkel, ich werde dafür sorgen, daß sie nie ausgehen." „Gut, mein Junge," sagte der Papa, und zwei pro Mille kannst Du davon für Dich und Heinrich zu einer kleinen Weihnachtsschmaucherei entnehmen. Aber sonst nie, versteht ihr mich, Jungens?"

Kehren wir aber zurück zu dem in Eichwald angekündigten Besuch. Er sollte aus drei alten Tanten mit ihrem Neffen bestehen, die aus einem weitentlegenen Winkel des Ländchens kommen wollten, um die letzten schönen Herbstwochen in dem gastlichen Verwandtenhause zu verbringen, bevor die Wege unfahrbar werden.

Als die Kinder hörten, wer der erwartete Besuch war, schwanden die Illusionen etwas. Sie hatten theils auf Eltern mit Kindern, theils auf interessantere, anregendere Gäste gehofft. Aber es war nichts zu thun, man mußte auch diese mit altgewohnter Gastfreundschaft aufnehmen, und ihnen den Aufenthalt so angenehm wie möglich zu machen suchen. Für Tante Julchen, die als Stiftsdame an ein eigenes Zimmer gewöhnt war, mußte ein besonderes eingerichtet werden. Tante Minchen und Tante Frederike sollten zusammen in einem logiren. Das dritte wurde für Onkel Jakob hergerichtet, einen ältlichen Junggesellen, der von seinen Tanten erzogen worden war, und an dessen Mündigkeit sie sich noch immer nicht gewöhnen konnten.

Der Abend rückte heran und Fritzchen stand beständig am Fenster, um die Gäste ankommen zu sehen. Jedesmal wenn ein Heuwagen oder Strohfuder herumhumpelte, schrie er aus vollem Halse: „Sie kommen, sie kommen!" Und trommelte damit die Kinder aus allen Ecken des Hauses zusammen, die merkwürdigerweise

Weise nicht müde wurden, seinem falschen Allarm Glauben zu schenken.

Anna machte immer wieder ihren Rundgang durch die Gastzimmer, um den Staub, der in der Viertelstunde kaum Zeit hatte, sich abzusetzen und die Herbstfliegen, die sich unbegreiflicher Weise immer wieder fanden, von den Fensterscheiben zu entfernen, oder irgend wieder eine kleine freundliche Aufmerksamkeit anzubringen.

Die drei Knaben folgten ihr auf Schritt und Tritt, vor lauter Langerweile, denn unternehmen konnte man doch nichts mehr und mit dem Thee mußte gewartet werden. In Onkel Jakobs Zimmer stellte Anna einen Aschenbecher und Zündhölzchen, worüber Heinrich lachte. „Ach, Du glaubst wohl, daß Onkel Jakob raucht? Da bist Du sehr auf Holzwegen. Onkel Jakob ist gar kein Mann. Er ist nur die vierte alte Jungfer. Stell' ihm lieber ein Spinnrad hin, das paßt viel besser für ihn, da er wie eine Weibsperson Handarbeiten macht. Der kleine Fritz machte große erstaunte Augen, Anna aber bat den Bruder seine lose Zunge im Zaum zu halten.

„Ich wünsche, daß Dein Uebermuth Dir noch einmal etwas recht Schlimmes eintrage."

„Glocken!" schrie plötzlich Emil, „aber diesmal wirkliche!" Die Kinder rannten theils hinauf, um die Anderen zu benachrichtigen, theils auf die Freitreppe, wo eben die altmodische schwere Kutsche herangewackelt kam.

Unterdessen waren Mama, Papa und alle Kinder auch schon versammelt. Der Diener wollte den Schlag öffnen, aber vergebens, er wurde krampfhaft von innen festgehalten. Auch die Kutschenfenster waren verschlossen

und blieben es. Nur eine dünne, schrille Stimme ertönte aus dem Innern: „Macht die Fenstern und Thüren im Hause zu und bringt einen hohen Bettschirm, Tante Minchen hat transperirt und darf nicht in den Zug.“ Nun stob alles auseinander um den Schirm und alle Plaids, die aufzutreiben waren, zu holen. Die dünne Stimme, die hinter dem Kutschenfenster heraus mit großem Organisationstalent das dienstwillige Heer dirigirte, ließ mittelst der Plaids und Schirme eine enge Gasse vom Wagenschlag bis in das Vorhaus bilden. Nachdem man etwa 5 Minuten mit hoch aufgehobenen Armen die schweren Plaids haltend, der Dinge wartete die da kommen würden, entschlossen sich die Insassen des Wagens, den Schlag behutsam zu öffnen und zuerst stieg Tante Frederike heraus, mit ungeheurer Krinoline und roth-carrirtem Seidenkleide. Ohne irgend jemand anzusehen oder zu begrüßen, stellte sie sich vor den Wagenschlag und zog Tante Julchen hervor, die halb todt vor Hitze und Beklemmungen in Frau von Eichwald's Arme fiel. Nun stieg die Spannung auf's Höchste, denn die transperirende Tante Minchen mußte herausgeholt werden. Ein dicker wollener Shawl wurde ihr um das ganze Gesicht gebunden, ein Plaid über den Kopf geworfen, und dann befahl Tante Frederike ihr in unerbittlichem Feldherrnton: „Rückwärts herausssteigen! Dann bekommt man weniger Zug.“ Es war ein schweres Stück, bei diesem Bilde ernst zu bleiben und die Kinder segneten Schirm und Decken, die ihre vor verhaltenem Lachen zuckenden Gesichter einigermaßen verbargen. Als Minchen nun immer rückwärts schreitend, mit ihren absatzlosen, niedrigen Schuhen, und den durch das schwierige Herausssteigen in Unordnung ge-

rathenen Röcken, endlich in der Hausthür gelandet war, legte sich jeder unwillkürlich die Frage vor, was wird nun für ein Gesicht unter dem dicken grauen Tuch herauskommen. Nun ging es an das Auspacken, Abschälen hätte es richtiger geheißen, denn im Nu waren alle Kanape's, Stühle und Tische voller Mäntel, Jacken, Shawls Mützen, Muff's u. s. w.

Onkel Jakob war zuerst fertig, ein kleiner runder Herr, mit freundlich-schelmischen Augen. Er nickte allen zu und küßte den Papa dreimal auf den Mund, zuerst rechts dann links, dann wieder rechts von der Nase. Der Hausfrau küßte er ehrerbietig die Hände und die Kinder streichelte er ganz onkelhaft. Papa führte ihn die Treppe hinauf, wo sie sich schon auf der zweiten Stufe in landwirthschaftliche Gespräche vertieften.

Diese Verwandten waren den Kindern fast ganz fremd, denn als sie sich zuletzt so weit aus ihrer einsamen Gegend in die Welt hinausgewagt hatten, waren die Nichten und Neffen noch in der allerersten Kindheit.

Als man mit dem Auspacken zu Ende gekommen war, bat Tante Julchen, in ihr Zimmer geführt zu werden, da sie sich etwas „säubern" wollte. Kaltes und heißes Wasser und Spiritus mußte gebracht werden und bald vernahm man ein solch ausgiebiges Plätschern, daß Heinrich meinte: „Tante Julchen badet sich noch erst und wir können noch eine Stunde auf's Abendessen warten."

Tante Julchen war „Apostel der Reinlichkeit," und wurde von dieser ihrer Tugend auf's grausamste tyrannisirt. Einmal hatte sie eine Reise in's Ausland unter-

nommen, und war nach ein paar Wochen krank und unbefriedigt heimgekehrt.

Sie hatte sich nur zum Genießen von Apfelsinen und Eiern entschließen können. Alles übrige erschien ihr nicht rein genug, weil von „diesen Ausländern" und nicht von ihrer Stiftsköchin zubereitet. In einem andern Hause, als ihrem Stift, faßte sie nie eine Thürklinke ohne Handschuh an. Hatte sie keine bei sich, so mußte ihr Taschentuch herhalten, um den Gegenstand anzufassen „den alle Leute anrühren." Ueberhaupt waren „die Leute" ihr überall ein Dorn im Auge, weil sie niemals ihrem Ideal von Sauberkeit nachkamen.

Tante Frederike war groß und starknochig, aber ihre Körperkräfte gingen ganz auf in der Pflege Tante Minchens. Dieses „Kind" und der Neffe Jakob mit „seiner unverzeihlichen Unvorsichtigkeit," machten ihr viel Sorgen. Tante Minchen hatte sich im Laufe der fünfundvierzig Jahr, die sie unter der Aufsicht der energischen Schwester verlebt, an alles gewöhnt und that nichts ohne specielle Erlaubniß. Auch jetzt mußte sie einen dicken wollenen „Seelenwärmer" im Zimmer umbehalten, „bis sie abgekühlt sei." In diesem, dem Verschmachten nahen Zustande, wandte sie sich ganz verstohlen an Emmi und bat um ein Glas Wasser. Aber oh weh! Tante Frederike hatte es schon mit ihrem geradezu mütterlich-feinen Gehör vernommen und rief: „Lauwarmes Wasser, mein Kind, für Tante Minchen.

Endlich saßen alle am Theetisch, aber nun sollte Heinrichs Strafstunde schlagen. Fritzchen sagte rundherum „Gute Nacht." Und als er zum Onkel Jakob kam, blieb er breitbeinig stehen, sah ihn forschend an,

und sagte laut: „Es ist nicht wahr, daß Onkel Jakob eine alte Jungfer ist. Er hat ja Rock und Stiefel an.“

„Was sagst Du da, mein kleiner Kerl,“ sagte gutmüthig Onkel Jakob und beugte sich lächelnd zum kleinen Fritz. Ehe Mama ihm das lose Mäulchen stopfen konnte, wiederholte dieser unbarmherzig: „Heinrich sagt, Du bist eine alte Jungfer, und Anna soll Dir keinen Cigarrenbecher, sondern ein Spinnrad geben!“ Ach Du armer Heinrich! Mama hielt dem Jungen den Mund zu, es war für alle ein peinlicher Augenblick. Tante Julchen schleuderte Heinrich einen niederschmetternden Blick zu. Alle Kinder hefteten krankhaft ihre Augen auf die Theetassen, Onkel Jakob aber blinzelte gutmüthig zu Heinich dem Uebelthäter hinüber, der wie mit Blut übergossen und starren Augen, wie das personifizirte böse Gewissen aussah. Er streichelte Fritzchens Haar, hob sein Kinn in die Höhe und sagte schelmisch: „Heinrich meinte wohl Tante Minchen, die spinnt sehr gern.“ Drauf richtete er eine landwirthschaftliche Frage an den Hausherrn und schien im Nu alles vergessen zu haben. Die Kinder athmeten auf, Heinrich verduftete sobald er es unbemerkt wagen konnte, um den ganzen Abend nicht mehr zum Vorschein zu kommen.

Es gab noch allerhand Zwischenfälle bis die Mama und Anna die Tanten glücklich in die Hände ihres kleinwinzigen Stubenmädchens abgeliefert. Tante Julie ließ durch Rosi, die rothbackige Magd, die trotz des pencerothen Zitzkleides, der feuerrothen Schürze und des rosa Kopftuches, wenig Aehnlichkeit mit einer Rose hatte, im Geheimen die Betttücher untersuchen, ob sie auch rein seien. Tante Frederike in ihrer Eigenschaft als Vormund und Beschützerin Tante Minchens, untersuchte

ganz offenkundig deren Bett, auf etwaige Feuchtigkeit hin. Dann wurde das Fenster mit einer Eisenbahndecke verhängt, dann fragte Tante Julie Anna im Geheimen, ob sie ganz bestimmt wisse, daß die Seife ungebraucht sei; dann fragte Tante Minchen Anna im Geheimen, ob Tante Julchen auch ein Federbett habe. Dann wurde Mama wie mit einem Zauberschlage an alte längst entschwundene Kinderzeiten erinnert, durch eine seidene Flitterdecke, die Rosi auf Tante Julchens Bett ausbreitete, nachdem sie im Geheimen die englische wollene bei Seite geschafft hatte. Frau von Eichwald erkannte ein geblümtes Zeug, das ihre Mutter getragen; nebenbei war ein Stückchen von einem Tuch, das ihr Großvater ihr einst aus Persien mitgebracht. Vergessene Gesichter tauchten vor ihr auf, verklungene Stimmen wurden wach. —

Durch Tante Frederikens lebhaftes Geplauder wurde Mama aus ihren Kindheitsträumen geweckt, sie war damit beschäftigt, Tante Minchens Locken einzulegen. Tante Minchen war einst hübsch gewesen, der Liebling und der Stolz der Schwestern, die sich nicht daran gewöhnen konnten, daß auch Minchens Jugend und Schönheit den Gang alles Irdischen genommen und daß sie schon seit etlichen Jahren kein Kind mehr wahr.

Kapitel VII.

Tante Minchens Leiden.

Anna begleitete ihre Mutter in deren Schlafzimmer um ihr beim Entkleiden zu helfen. Dabei entschlüpften ihr die unbedachtsamen Worte: „Ach, Mama, wie lange bleiben die Großtanten?“ Ich denke einige Wochen und wir wollen uns alle Mühe geben, es ihnen recht angenehm zu machen, nicht wahr, mein Herz?“ Aus dieser Antwort las Anna Mama's Unzufriedenheit mit ihren halbausgedrückten Gefühlen. Sie nahm sich vor, Alles zu thun, was in ihren Kräften stand, besonders aber den Jüngeren ein gutes Beispiel zu geben, die heute beim Schlafengehen schon ziemlich unverhohlen gemurrt hatten über die Gäste, die ihnen immerfort die Mama entziehen und sie an den lieben gemeinschaftlichen Ausflügen hindern würden. Als nun die Tage verstrichen, sahen die Kinder, daß sie sich in der Befürchtung, daß ihre Mama nicht so viel wie sonst mit ihnen sein würde, nicht geirrt hatten, aber andererseits brachte der Besuch doch auch manches Angenehme mit sich. Tante Frederike interessirte sich für alles was die Kinder trieben und hatten, und wurde fortwährend von einem der Kinder hierhin und dorthin geführt. Sie stieg mit Heinrich über den Zaun, um die Füllen in der Koppel zu besehen, mit Emil kroch sie in den dunklen Hundestall zu den Hasenhundeweibchen. Mama gab manchen praktischen Rath in Küche und Keller und die Kleinen gar

wußten bald nichts mehr ohne Tante Friederike zu beginnen, die mit ihnen Pferdchen spielte und Emmy Puppenkleider zuschnitt. Auch Adele hatte sie in ihr weites Herz geschlossen und ließ sich aus ihrer Kindheit und von ihrem gegenwärtigen Thun und Treiben erzählen. In kürzester Frist schwärmte alles für Tante Friederike, die jederzeit zu allem aufgelegt war und in alles Leben und Bewegung hineinzubringen wußte; nur wenn sie mit der Schwester Minchen zusammen war, konnte man ihr recht böse sein, denn sie verfolgte die Aermste förmlich mit ihren Vorsichtsmaßregeln und Rathschlägen und vergönnte ihr keinen freien Augenblick. „Minchen rücke etwas vom Fenster ab, es zieht vielleicht." „Minchen, laß das frischgebackene Brod bleiben, Anna wird Dir vorgestriges geben." „Liebes Minchen, du bist müde, geh schlafen, mein Kind." Wenn Parthien in den Wald projectirt wurden, sagte Tante Minchen schon gleich ganz resignirt: „Ich werde zu Hause bleiben müssen, Friederike wird mir nicht erlauben zu fahren, denn ich hatte vorgestern etwas Zahnweh."

Es half nichts, daß Frau von Eichwald zuredete und zu beweisen suchte, daß es Tante Minchen gewiß nicht schaden würde, daß Herr von Eichwald gutmüthig zu höhnen versuchte, um Tante Minchen einmal eine Freude zu verschaffen. War es doch Tante Minchen, die in ungekünstelter Kindeseinfalt alle derartigen Freuden ganz besonders zu genießen verstand. Die Art und Weise, wie sie dessen ungeachtet, diese wohlgemeinten Quälereien der Schwester auffaßte, war geradezu rührend.

Nie wurde sie ungeduldig, geschweige denn, daß sie sich geärgert hätte; sie vergaß nie, daß es aus Liebe

geschah; darin war Tante Minchen wahrhaft reif, obgleich sie in der Entwickelung ihres Geistes etwas zurückgeblieben, und mit 50 Jahren noch den Frohsinn und die Lebensanschauungen einer fünfzehnjährigen hatte. Umsomehr war es zu bewundern, daß sie immer freundlich entsagte wenn Tante Friederike ihr ein Vergnügen nach dem andern untersagte.

Es war ein glänzender Septembermorgen. Alles am Kaffeetisch plaidirte für eine Bootparthie auf dem See, Heinrich bemühte sich, Tante Minchens Lust zu steigern, indem er ihr leise alle Genüsse aufzählte, die eine solche allen Theilen der Gesellschaft bieten würde. Tante Minchen horchte athemlos zu und rieb sich unter dem Tisch vor Freude und Verlangen verstohlen die Hände.

Sie warf Marianne und Emmi verständnißinnige Blicke zu und stimmte mit lautem Händeklatschen in den freudigen Lärm der jungen Gesellschaft ein.

„Nicht wahr, Tante Friederike," wandte sich Frau von Eichwald einschmeichelnd an erstere, „heute kann Tante Minchen mit? das Wetter ist so köstlich und wir kommen früh zurück." Minchen warf der gestrengen Schwester einen flehenden Blick zu. „Ja," sagte diese, „heute kann sie sich ja nicht erkälten!"

Nun ging's in tollem Reigen um die Tanten herum. „Danke, danke, daß unser Tantchen mitkommt! Hui, wie wird's lustig sein!" — Alles lief gut ab, bis man beim Landungsplatz anlangte. Minchen schwelgte in dem Bewußtsein, daß die Schwester sich nicht um sie bekümmerte. Alles war so eingenommen von den Schönheiten des Herbsttages.

Tante Julchen erzählte von ihrer ausländischen

Reise, und Adele wurde über ihre Heimat ausgefragt. Als man in gehobener Stimmung aus dem Wagen stieg, um in das Boot zu steigen, das groß genug war, um die ganze Gesellschaft zu fassen, bot Herr von Eichwald Tante Friederike galant die Hand, um sie zuerst einsteigen zu lassen. Es gerieth dadurch ein wenig in Schwankung — Tante Friederike schrie auf: „Minchen, um Himmelswillen, komm nicht, es ist zu gefährlich für Dich!" Alles fuhr zusammen. Es war bisher so gut gegangen, sollte nun doch eine Störung kommen. Frau von Eichwald flehte: „Liebe Tante Friederike, ich nehme ja meine eigenen Kinder mit, das würde ich doch nicht thun, wenn irgend welche Gefahr zu befürchten wäre!" „Was geht das mich an, wenn Du Deine Kinder einer solchen aussetzen willst. Ich allein verantworte für Minchen, solange ich ihr Schutz bin, geräth sie in keine gefährliche Situation." Dabei hielt sie sich krampfhaft an Herrn von Eichwald, denn das Boot schwankte sichtlicher, da die Knaben eben herzusprangen, und ihr bittend die Hände zu küssen versuchten. „Auf keinen Fall kommt Minchen mit, es wäre ein Stück aus dem Tollhaus, Minchen, die immer so unvorsichtig ist."

Minchen stand rathlos am Ufer. Marianne bemühte sich, sie zum Steg zu ziehn. Herr von Eichwald versuchte noch einmal ein Machtwort zu sprechen. Aber alles vergebens! „Minchen bleibt im Wagen sitzen und sieht zu!" Wirklich hart konnte Tante Friederike zuweilen in ihren unverständlichen Liebesbeweisen sein.

Tante Minchen kehrte sich resignirt um, stieg in den geschlossenen Wagen und ward nicht mehr gesehen. Was sie darin that erfuhr Niemand. „Sie wird etwas schlum-

TRÜ Raamatukogu

mern," meinte Tante Friederike, „sie war so angegriffen, es wird ihr wohlthun.

Anna und Adele, die während das Boot weiterglitt, unverwandt zum Wagen blickten, glaubten drin ein Taschentuch sich häufig herauf und herunterbewegen zu sehen. „Tante Minchen weint," flüsterte Anna, selbst fast zu Thränen gerührt. „Ich glaube," antworte ebenso Adele.

Allen war die Freude wie mit einem Schlage vernichtet. Als man nach ziemlich schweigsamer Bootfahrt wieder an's Land stieg, fand man Tante Minchen wirklich süß schlafend in der Wagenecke. „Arme Tante Minchen," rief Emmi in den Wagen hinein. Diese aber nickte vergnügt den Kindern zu. „Ihr seid zu Boot gefahren, ich war ein wenig eingenickt, das war auch ganz schön in der frischen Luft, deshalb bedauert mich garnicht." Anna und Adele aber wußten, wie groß der armen Dulderin Vergnügen gewesen war. —

Tante Julchen war der Schöngeist der Familie, sie hatte in ihrer Jugend viel Gedichte gemacht und wollte die Kinder immer zum Dichten begeistern. In allen Kindern witterte sie Talent, und als eines Tages Fritzchen herumgaloppirend seinen ersten poetischen Erguß herausschrie: „Eine halbe — eine Schwalbe," konnte sie sich für den großen Dichter, der in dem Knaben schlummere, enthusiasmiren. Sie hatte wirklich Sinn für Poesie und konnte die Natur ergreifend schildern, aber der unmittelbare Genuß an der Natur, ward ihr fast immer durch den übertriebenen Reinlichkeitssinn verdorben. Mama und Anna's tägliche und stündliche Sorge bestand während dieses Besuches darin, fortwährend Staub zu entfernen, die Tassen und Gläser immer eigenhändig

nochmals abzuwischen, und den Kleinen die Finger und Nägel zu putzen. — Onkel Jakob stiefelte den ganzen Tag mit Papa in der Wirthschaft herum. Er war ein prächtiger Gast, wie Mama sagte, es schmeckte ihm Alles, es gefiel ihm Alles, und wenn er Abends am Klavier saß und so herrlich phantasirte, bat ihm Heinrich tausendmal in Gedanken sein Vorurtheil ab. Niemandem fiel es mehr ein, sich darüber lustig zu machen, daß er Abends statt zu rauchen, eine Tapisseriearbeit aus seinem zierlichen Arbeitskorbe herauskramte, und höchst geschickt ein Sophakissen für Mama stickte.

Der Herbst war für Eichwald immer eine gesellige Zeit, und besonders jetzt, wo die Tanten da waren, wurden die Nachbarn oft eingeladen. Einerseits wollte Frau von Eichwald den Tanten Unterhaltung schaffen, andererseits that sie es um manchmal auf ein halbes Stündchen zu ihren Kindern entschlüpfen zu können. Die guten Tanten waren darin etwas altmodische Gäste, daß sie den ganzen Tag auf dem Platz waren, und sich nur zu Nacht auf ihr Zimmer zurückzogen. Wenn Frau von Eichwald sich erlaubte, eine Stunde ihren privaten Geschäften oder Pflichten nachzugehen, so konnte sie sicher sein, daß Tante Julchen sich an jedes Kind zehnmal mit Fragen wandte, wie: „Wo ist Mama?" „Wann kommt Mama?" „Was hat Mama nur so schrecklich viel zu thun?" Wenn Frau von Eichwald dann wieder erschien, wurde sie in etwas gereiztem Tone gefragt: „Geniren wir Dich nicht sehr, sollen wir nicht morgen wegfahren?"

Wenn Mama einmal nach Tagen in das Schulzimmer trat, und die Kinder in ihrem Gesicht lasen, daß sie Zeit habe, etwas länger zu bleiben — war das ein

Jubel. Die Kleinen, die es im Nebenzimmer vernahmen, stürmten herein, schnurstracks alle beide auf Mama's Schooß.

Nun wurden in Eile alle Erlebnisse der vergangenen Tage rekapitulirt. Ueber tausend Fragen mußte Mama im Nu entscheiden, aus dem Schul-, Arbeits- und Spielbereich. — „Mama, bitte hör' mein neues englisches Gedicht," bat Marianne. „Mama, passen meine Puppenkleider?" flehte Emmi. „Nein, meine Emmi, lies mir lieber etwas vor, ich will sehen, ob Du Fortschritte gemacht hast." Nun kamen die Knaben herangepoltert. „Mama, Du bist hier, und wir hören es erst jetzt. Ihr abscheulichen Mädchen, daß ihr's uns nicht gleich gesagt habt, wir sind schon zehn Minuten frei." „Wann fahren die Tanten weg?" frug Emil und bemühte sich, recht viel Sachlichkeit in seinen Ton zu legen. „Herzensmama," drang Heinrich in die Mutter, „wir lieben die Tanten und besonders den Onkel Jakob sehr, aber es ist doch keine so große Sünde, wenn wir es noch ein bischen mehr lieben, mit unseren lieben, guten Eltern allein zu sein." „Nein, mein Junge, eine Sünde ist dieses nicht, aber ich will Euch nur sagen, daß Papa ihnen angeboten hat, den Winter hier zuzubringen, da ja ihr Haus in Steinberg alt und feucht ist." Todtenstille hatte sich über die Kindergesellschaft gebreitet. Keiner wagte Mama anzusehen, wohl wissend, daß diese den geringsten Unwillen in ihren Augen zu lesen verstand. Nach einer Pause, die Mama pädagogisch ausdehnte, kam das erlösende: „aber sie haben es nicht angenommen. Tante Friederike sagte: So schön es hier ist, und so sehr wir Euch und Eure Kinder lieben, (aha nun schämt ihr Euch natürlich) so sehen

wir doch, daß wir Euch denen entziehen, denen ihr nöthig seid; und darum wollen wir bald abziehen, bevor die Wege schlecht werden."

Waren das glühende Kohlen auf die Häupter der Kinder!!! Anna sagte kleinlaut: „Ach könnten wir diese Zeit noch recht recht aufmerksam gegen die guten Tanten sein. Ist es nicht schrecklich, daß sie uns so unverdientermaßen lieben."

Wirklich schwanden die Tage schnell dahin, wie immer die Herbsttage und unversehens war der Morgen da, an dem die altmodische Kutsche wieder herangerasselt kam. Als Alles gepackt war und man zum Abschiednehmen schritt, verlangte Tante Julchen, daß die ganze Gesellschaft sich die Hände reichend, einen Kreis bilde, und sich auf ein paar Minuten niedersetze, kein Wort durfte gesprochen werden, was die wehmüthige Stimmung zu erhöhen nicht ermangelte. Anna, die damit beschäftigt gewesen war, den Speisepaudel für die Reisenden zu packen, wurde rasch hinzu gerufen. „Wisch' Deine lieben Händchen ab," sagte kläglich Tante Julchen, deren Natur sich auch nicht in so trüben Augenblicken verleugnete, „und setz' Dich in unsern geschlossenen Kreis, dann werden wir uns hienieden bald wiedersehen." Als man aufstand, waren fast alle Augen thränenvoll. Tante Minchen schluchzte lange an Frau von Eichwald's Hals. „Danke, danke, und Gott behüt' Euch," rief es aus dem alten hohen Wagen hinter den festverschlossenen Fenstern hervor. Die rosenrothe Rosi schwang sich wieder vom Rad auf den Kutschbock und fort schwankte die Kutsche und verschwand bald in einer dicken Staubwolke. Mama und die Kinder winkten noch lange, ob drin im Wagen auch gewinkt wurde, konnten

sie nicht sehen, aber das geweint wurde, war unzweifelhaft.

Anna und Marianne gingen langsam in's Haus. Sie hatten das drückende Gefühl, nicht ihr Bestes gethan zu haben, um die Liebe der alten Tanten zu verdienen.

„Wenn sie doch umkehrten und den ganzen Winter blieben, ich würde anders gegen sie sein," sagte Marianne leise zur Schwester. Anna verstand sie und nickte.

„Dasselbe fühle ich auch, Marianne." „Das ist einfach nicht wahr," antwortete in ihrem herrischen Ton Marianne, „Du bist ja immer freundlich und gut gegen alle Menschen. Du brauchst Dir keine Vorwürfe zu machen."

Kapitel VIII.

Kaiserbesuch.

Den ersten Tag vermißte man die Gäste sehr, besonders den Onkel Jakob mit seiner großen Arbeit und dem Berge verwühlter Wollenfäden um sich herum, und sein schönes Klavierspiel. Zum Ersatz, vielleicht auch weil sie es so lange nicht hatten thun können, sammelten sich die Kinder in der Schummerstunde ganz eng und fest um die Mama. Emmi nistete sich auf ihrem Schooß ein und bat um eine Geschichte. „Aus Deiner eigenen amüsanten Jugend, Mütterchen," meinte Marianne. „Gut, ich will eine Geschichte aus meiner amüsanten Jugend erzählen," sagte Mama lächelnd, „aber ob sie nur auch Euch amüsiren wird?" „Aber, Mütterchen, wie kann das anders sein!" riefen mehrere zugleich und Mama begann:

„Eigentlich ist sie auch nicht aus meiner eigenen Jugend, sondern aus der Kindheit meines Vaters, aber sie gehört in sofern auch in die meinige hinein, als ich sie unzählige Mal gehört habe. Mein Großvater besaß ein Gut, das an der großen Poststraße gelegen war und wo vor etwa vierzig Jahren noch Alles vorbeikam, was aus der Residenz in's Ausland ging. Es war eine äußerst belebte Straße und ich erinnere mich noch als Kind fast niemals die vom Wohnhaus bis zur Poststation führende Allee gegangen zu sein, ohne dort irgend etwas Interessantes gesehen zu haben. Häufig sah man

hohe Potentaten auf der Freitreppe der Poststation auf den Pferdewechsel warten. Oft marschirten Truppen vorbei oder rasteten in der Nähe. Wie oft begegnete man allen möglichen Industrierittern, Juden mit Affen, allerhand dressirten Thieren, Guckkasten, ja sogar ganzen Menagerien. Das hat nun lange aufgehört und unsere damalige hochinteressante „große Straße," das Ziel unserer täglichen Promenaden, ist zu einer ganz gewöhnlichen Straße herabgesunken, wo dann und wann ein Federwagen fährt und die Postpferde ausgezeichnet laufen, weil sie sehr viel Muße haben. Damals, als mein Großvater, der noch bei der Kaiserin Katharina der Großen gewesen war, sein schönes Gut bewohnte und die Heerstraße in ihrer vollsten Blüthe stand, meldete sich der Kaiser Alexander der Erste eines schönen Tages ganz unerwartet bei ihm zu Gaste an. Der Kaiser reiste in's Ausland und wollte im Hause meines Großvaters übernachten. Der Courier, der meinen Großeltern diese sie so hoch beglückende, aber zugleich sehr erschreckende Nachricht überbrachte, erreichte sie nur vierundzwanzig Stunden vor der Ankunft des Kaisers. Zum Glück war er im Stande, einigermaßen die Wünsche des Kaisers, die den Wirthen natürlich Befehl waren, anzugeben. Es war den Großeltern selbstverständlich in hohem Grade erwünscht, auf diese Weise doch Einiges über die Bequemlichkeitsgewohnheiten des hohen Gastes zu erfahren, und sie forschten nach Kräften den Courier über Alles aus, was ihnen im Augenblick einfiel. Aber wie winzig war das im Vergleich zu den vielen Vorbereitungen, die sie zu treffen hatten, und als der wie eine Citrone ausgequetschte Courier nach zwei Stunden wieder abgereist war, da schien es den Groß-

eltern, als hätten sie so gut wie nichts erfahren und als tappten sie in Bezug auf die Aufnahme, die sie ihrem seltenen Gaste bereiten sollten, vollkommen im Dunkeln. Mein Großvater machte sich auf und fuhr augenblicklich zu einem Nachbar, der so wie er, sich viel bei Hofe bewegt hatte, um sich mit ihm zu berathen. Eine Estafette wurde in die nächste Stadt geschickt, um verschiedene Vorräthe zu holen, kaum aber war sie expedirt, so fiel einem etwas Vergessenes ein, weßwegen nach zehn Minuten ein zweiter Bote abgefertigt wurde; dieses wiederholte sich siebenmal, denn immer wieder noch mangelte es an unumgänglichen Dingen. Meine Großmutter, deren jüngstes Töchterchen erst vierzehn Tage alt war, lief in Küche und Keller herum und vor Allem mußte sie die Zimmer, die Seine Majestät bewohnen sollte, einrichten. Das gab ein Kramen, Möbeltragen, Stäuben, Klopfen, Dielenwichsen, Nägeleinschlagen in dem zweistöckigen Hause. Die ganze Nacht über, die zum Glück eine schöne helle Juninacht war, dauerte das Herrichten; am Abend um sechs Uhr sollte der Kaiser ankommen und am folgenden Morgen um neun Uhr wieder abreisen. Sein Gefolge sollte aus zwanzig Personen bestehen und dieses war es gerade, was meiner Großmutter das meiste Kopfzerbrechen verursachte.

Mein Vater und seine Brüder wurden auf verschiedene benachbarte Güter geschickt um geschickte Diener zu erbitten. Als sie mit diesem Anliegen nun auch zu einem alten Baron kamen, rief dieser: „Potz Schock schwere Noth, der Kaiser wird bei Euch übernachten? Donnerwetter da muß ich dabei sein.“ Die beiden Knaben sahen sich verdutzt an, sie hatten die Eltern darüber verhandeln gehört, daß man alle neugierigen Zuschauer,

überhaupt Alles was nicht zur Familie und zur Dienerschaft gehörte, ängstlichst fernhalten müsse. Der gemüthliche dicke Baron entzog sie jedoch bald dieser peinlichen Verlegenheit. „Ich hab's," rief er, „ich werde mein eigener Diener sein, und unsern allergnädigsten Kaiser bedienen, das sollt Ihr mal sehen!" Die jungen Boten zweifelten zwar daran, daß der schmerbäuchige, schwerhörige Landjunker eine adrette Lakaienfigur abgeben würde, wagten aber keinen Widerspruch. Als sie mit dem Versprechen von fünf wirklichen und einem hochgeborenen Diener bewaffnet, zu Hause eintrafen, hatte das Um- und Umkehren des Hauses seinen Höhepunkt erreicht. In den Küchenräumen war ein Backen, Braten, Kochen und Schmoren ausgebrochen, daß einem Hören und Sehen verging. Die Mutter und die kleinsten Kinder wurden in entlegene, kaum beziehbare Zimmer auslogirt, während alle männlichen Familienmitglieder in einen Gartensaal einquartirt wurden, der im Park unter hohen Linden stand. Die Mutter packte ihr Hochzeitskleid aus dem Kasten, und ließ es hängen, denn es war zehn Jahre lang nicht aus seinen Falten gekommen. Die Töchter legten ihre Papilloten mit größerer Genauigkeit ein als sonst, und plätteten ihre weißen Kleider eigenhändig, denn das Dienstpersonal hatte alle Hände voll zu thun. Niemand im Hause schloß ein Auge in dieser erwartungsvollen Nacht. Blieb doch noch so viel zu morgen zu thun, und jeder mußte Hand anlegen. Am Morgen früh setzten sich die Kinder an's Kränzewinden. Tante Thekla, die Dichterin der Familie, hatte in der Nacht ein Willkommen-Gedicht gemacht, das die jüngsten Schwestern abwechselnd, Vers für Vers, hersagen und gleichzeitig dem, seinem Wagen entstei-

genden Landesherrn Blumen streuen sollten. Die arme Tante Thekla hatte die saure Mühe, den, durch so viel Aufregung zerstreuten Schwestern das Gedicht einzutrichtern. Die Knaben halfen einen Triumphbogen aus Tannenreisern bei der Einfahrt in den Hof aufrichten, und einen aus schwarzem Papier, künstlich ausgeschnittenen, russischen Adler auf der höchsten Spitze desselben anbringen. Die Mutter lief Trepp auf, Trepp ab, um an die Privatgemächer des hohen Gastes und seines vielleicht noch anspruchsvolleren Gefolges, die letzte Hand zu legen. Sie legte sich selbst auf alle Betten, um deren Weiche zu probiren; sie guckte in alle Waschbecken und Seifendosen, ob Alles sauber genug sei, genau so wie wir vor Tante Julchens Ankunft. Der Papa präsidirte beim Tischdecken, denn der Courier hatte zu verstehen gegeben daß der Kaiser in seiner huldvollen Gnade in der Familie seines Wirthes allein, ohne sein Gefolge den Thee einzunehmen beabsichtige. Die Stunden flogen in athemloser Hast, unter der vielen Arbeit dahin, und kaum hatte die Saaluhr sechs geschlagen, als die ausgestellten Vorposten in rasender Eile heranjagten. „Er kommt! er kommt!"

Da die Wagen von dem Punkt, wo sie die Auflauernden schon erspähten, noch einen guten Umweg zu machen hatten, fand man Zeit, sich in geplanter Ordnung hinzustellen. Der Hausherr auf dem Wege vor dem Hause, die Hausfrau auf der untersten Stufe der Freitreppe. Noch einen Schritt vor dem Hausherrn, hatte der dicke Baron, eine Serviette kühn über den Arm geschlungen, Posto gefaßt, um zuerst den Schlag zu öffnen, und seinen Herrn und Gebieter gleich von Angesicht zu Angesicht zu sehen. Das aufregende Post-

glockengeläute kam immer näher, die Herzen klopften, die Gesichter wurden immer feierlicher. Aus einer ungeheuren Staubwolke entwickelten sich acht schaumbedeckte Pferde, und ein enormer Reisewagen. In diesem Augenblick wurde die ganze Versammlung auf's Höchste erschreckt, durch einen wirklichen Diener, der wie ein Tiger auf den alten Baron lossprang, um ihm im letzten Moment, die unzeitgemäße Serviette zu entreißen. Da hielt auch schon der Wagen, und der etwas verduzte Baron öffnete dem wunderbar schönen, noch jugendlichen Monarchen, den Schlag. In huldvollster Weise umarmte der Kaiser seinen Wirth, der ihm die Hand küßte, mit den Worten: „Und das ist Ihre Frau Liebste?" Und mit freundlich ausgestreckten Armen eilte er auf meine Großmutter zu, um ihre Hände an seine Lippen zu heben. Darauf sah er sich nach den weißgekleideten blumenstreuenden Mädchen um, und fragte: „Sind das alles Ihre Kinder? Welch' reiche Mutter!" Aufmerksam hörte er die Gedichte an und erkundigte sich, ob sie aus der Mutter Feder geflossen. Darauf dankte er, und bat um die Erlaubniß, sich zurückziehen zu dürfen, um sich von der Reise zu säubern. Unterdessen brachte mein Großvater das zahlreiche Gefolge, in den betreffenden Zimmern unter und meine Großmutter ging in den Salon, um mit ihren erwachsenen Töchtern, den Kaiser an der kochenden Theemaschine zu erwarten. Nach wenigen Augenblicken erschien er denn auch, und verbrachte eine gemüthliche Stunde am Familientisch, ließ sich alle Kinder, groß und klein, vorstellen und nahm die kleine vierjährige, bildschöne Tochter auf's Knie, die zum höchsten Erstaunen der anderen, ganz ruhig sitzen

blieb, wie gebannt in die strahlenden Augen des Kaisers blickend und mit seinen goldenen Knöpfen spielend.

Der hartnäckige Baron stand indessen in der Thür, mit der Serviette unter dem Arm, die ihm zur Contenance diente. Es war meiner Großmutter und ihren Töchtern ein schweres Stück, ernst zu bleiben, wenn die schelmischen Aeuglein aus dem Vollmondgesicht zu ihnen herüber blinzelten, dann fürchteten sie auch, daß es dem Kaiser schließlich auffallen würde, wenn der eine Diener so unbehilflich an der Schwelle angewachsen blieb und Seine Majestät unverwandt anstarrte. Man probirte alle erdenkliche Politik und Intriguen, um den unbequemen Baron zu entfernen, aber es half nichts; er wich und wankte nicht. Er war eben, wie alle, hingerissen von dem Anblick des bezaubernden Monarchen.

Um acht Uhr verabschiedete sich der Kaiser von seiner hochbeglückten Wirthin, und begab sich in seine Gemächer, um von der Reise auszuruhen, erschien aber am folgenden Morgen wieder am Familienkaffeetisch. Hier beschied er alle Töchter des Hauses, neun an der Zahl, vor sich und überreichte jeder ein prachtvolles Brillantenfermoir zum Andenken an den angenehmen Abend, den er in ihrer Mitte verbracht hatte.

Bald schlug nun auch die Scheidestunde, und der unvergeßlich schöne und liebenswürdige Herr und Kaiser, ward den geblendeten Augen wie eine Erscheinung aus einer anderen Welt, mit einem Zauberschlage wieder entrückt.

Es blieb nur die unverwischliche Erinnerung und die sehr thatsächlichen, höchst werthvollen Beweise aus Diamanten und Amethisten, daß das Ganze kein lieblicher, nur allzukurzer Sommernachtstraum gewesen."

„Mama," fragte Emmi, „woher konnte nur der Kaiser wissen, wie viel solcher Fermoire er nöthig haben würde?"

Heinrich: „Ob nicht der Courier es ihm gesagt hat, daß unser Urgroßvater neun Töchter habe?"

Emil: „Er konnte sie doch nicht zählen, denn das Neugeborene war doch nicht sichtbar?"

Emmi: „Ach, wie seid Ihr dumm! konnte er nicht zum Beispiel den Wächter fragen?"

Anna: „Mama, stammen Deine Diamanten da her?"

Mama: „Jawohl, mein Herz."

Emmi: „Ach, liebste Mama, zeig' uns wieder einmal Deine Goldsachen."

Heinrich: Ja, bitte, bitte und alle die kleinen Andenken, in dem so herrlich nach Patschouli duftenden Toilettenschubfach."

Das war der gewöhnliche Schluß, wenn Mama aus ihrer Jugend erzählt hatte. Dann wurden alle alten Schatullen hervorgeholt und die werthvollen und werthlosen Gegenstände aller Art betrachtet, die Mama mit so viel Pietät verwahrte.

Es war doch zu schön, wieder mit Mama allein zu sein. Jeder fühlte es, aber keiner hatte den Muth, es zu sagen, aus Furcht, es könne wie Liebloſigkeit gegen die Tanten klingen. Mama und Papa fühlten es aber auch und die beiden sagten sich's und freuten sich, daß ihre Kinder sich im Ganzen so gut benommen. Während des Besuchs mußte man wegen Tante Friederikens Aengstlichkeit mit Tante Minchen, die Abende im Zimmer zubringen, die manchmal so warm waren, wie kaum der Tag. Heute wurde zum ersten Mal in diesem

Herbst, die Lampe auf die Veranda gebracht und man setzte sich mit Arbeiten und Büchern an den Tisch. Das war ein ganz besonderer Hochgenuß. Es war aber auch sehr traulich, das eine kleine, hellerleuchtete Fleckchen, inmitten der tiefen Finsterniß, die neben dem hellen Licht noch undurchdringlicher erschien.

Die Knaben erzählten im Flüsterton den Mädchen von Gespenstern, die um diese Stunde im Parke umgingen; Marianne brüstete sich, mehr Muth zu haben als die Jungen. Sie übernehme es, allein bis zum Mühlsteintisch am äußersten Ende der langen Lindenallee zu gehen. Heinrich meinte, sie thäte es nicht für zehn Rubel. Marianne rief heftig: „Ich thue es für zehn Kopeken."

„Ich nehme Dich beim Wort," sagte die Mama, „hier sind die zehn Kopeken, wer bringt sie hin?" Herr Wolff übernahm das Heldenstück. Als er zurückkam, war Marianne etwas kleinlaut geworden. „Marianne concentrirt sich rückwärts," höhnten die Knaben.

Das gab ihr Courage. Mit einem Satz war sie die vier Stufen hinunter, rannte spornspreichs in die Dunkelheit hinein und in vier Minuten, außer Athem, mit fliegenden Haaren zurück, das Zehnkopekenstück in triumphirend erhobener Rechten. Nun brachten die Kinder Marianne ein Hoch. „Wer macht mirs nach?" rief diese, „Anna jetzt gehst Du wohl?" Anna ging langsam und holte Mariannens Taschentuch, das diese in der Angst auf dem Steintisch gelassen hatte. Die Knaben mußten für ihre Renommage nun auch ihren Muth beweisen. Nur Emmi blieb nach, Niemand hatte dem kleinen Hasenfuß ein solches Wagstück zugemuthet. Aber sie hatte zu große Lust nach einem silbernen Zehner

und bat Mama inständigst, auch für sie einen solchen auf dem Gartentisch deponiren zu lassen. Als Emmi, ebenso wie Marianne, mit einem raschen Anlauf absauste, waren alle sehr erstaunt; aber es dauerte gar nicht lange, da kam sie mit herzzerreißendem Angstgeschrei zurückgerannt. „Da ist was weißes hinter dem Baum.“ Damit barg sie ihr Gesicht in Mama's Schoß. Arme, kleine Emmi, sie hatte so tapfer sein wollen und nun hatte sie was Tüchtiges an Ausgelachtwerden zu erdulden. Sie behauptete sehr schläfrig zu sein und ging zu Bett. —

Kapitel IX.

Wintersanfang.

Der Winter rückte heran. Alles bezog allmälig sein Winterquartier, vor allem die lieben Schwalben. Fritzchen's Erstlingsgedicht wurde zur Wahrheit: „Keine Schwalbe — keine halbe." In den Schwalbennestern, unter dem Verandadach machten naseweise Spatzen sich breit, wie überhaupt überall. Sie kamen sich ungeheuer wichtig vor, da sie sich nunmehr als einzige Singvögel fühlten und zwitscherten wie toll. Und wirklich freuten sich die Menschen an diesem schwachen Sommernachklang.

Heinrich hatte es schon schwerer, Mama alle Tage ein Blümchen hinzustellen; die duftenden waren längst dahin. Nur Astern und Stiefmütterchen waren übrig, die noch Farben hatten und schöngeputzten, aber seelenlosen, leblosen Körpern glichen. Aber wunderbar schön war die Färbung der Wälder, die frischklare Herbstluft und der feuchte Moosgeruch im Walde. „Ganz wie wenn man seine Nase in einen nassen Schwamm steckt," sagte Marianne, die immer nur mit den Genüssen ihres hübschen, etwas kecken Riechorgans zu thun hatte, und von der Papa behauptete, daß sie immer Alles beroch, was die Geschwister und andere Christenmenschen ansahen, anhörten, anfühlten und schmeckten. Eichwald ward nun auch nicht mehr so häufig von Gästen heimgesucht und man konnte unbehindert seinen Beschäfti-

gungen nachgehen und beenden was begonnen. Es kam vor daß eine ganze Woche lang kein Wagen vorfuhr.

Das war die Zeit, in welcher Adele sich am besten einlebte, und eines Abends sagte sie zu Anna: „Jetzt kenne und liebe erst recht Euer Landleben!" Anna pflichtete ihr von ganzem Herzen bei, aber Marianne und die Knaben meinten: „Ach es ist doch eine unvergleichlich schöne Aufregung, wenn am Waldesrande ein herrschaftlicher Wagen auftaucht, und man weiß, man bekommt Besuch und weiß noch nicht, wer es ist." „Fräulein Adele," bestätigte Heinrich, „nicht wahr, zu solchem Augenblicke würden auch sie sagen: Verweile doch, du bist so schön?" Dabei blickte er unverwandt zum Walde. „Schnell, schnell, sagen Sie es Fräulein Adele, sehen Sie, da ist der Wagen!" Richtig, da humpelte auf dem halbgefrorenen, gleisigen Wege eine halbverdeckte Kalesche heran.

„Wer kann es sein?" Anna recapitulirte im Geist rasch die Ueberreste des Mittagmahls und mit dem Ruf: „Oh weh! es ist kein gebrannter Kaffee da," lief sie davon. Marianne war an den Spiegel getreten, um Haar und Schleifen zu ordnen. Emmi lief mit der Botschaft, daß man vom oberen Stock Besuch kommen sah, zu Mama. Aber Heinrich, der heruntergesprungen war, um seine Neugier zu befriedigen, brüllte mit Stentorstimme: „Ein Acciseherr macht noch keinen Winter." „Aber zwei wohl," antwortete Emil, der vom Fenster aus die Aussteigenden beobachtet hatte. Die Acciseherren waren wieder da. Das war freilich der unleugbare Winteranfang. Solche Unterbrechungen störten aber keineswegs das von den Bewohnern Eichwald's so sehr geschätzte Alltagsleben. Niemand brauchte sich in seiner Arbeit stören

zu lassen, nur der Hausherr mußte trotz Wind und Wetter viele Stunden mit den Herren in der Brennerei zubringen. So stellten sich eines nach dem andern alle Zeichen der herannahenden kalten und längsten Jahreszeit ein. Die Doppelfester wurden vorgesetzt. Mama sah selbst bei jedem einzelnen nach, ob die Ritzen auch gut mit Hede verstopft wären, und legte rosa, gelbe und weiße Immortellen auf ein schneeweißes Wattepolster zwischen die Fenster; die wollenen Draußenkleider wurden ausgepackt und gelüftet. „Wie riechen sie nach Pfeffer und Winter," jammerte Marianne.

Für Adele wurden auch wollene Kleidungsstücke aller Art gefertigt. Sie hatte gemeint, mit ihrem „guten warmen Regenmantel" auszukommen.

Eines Morgens wachten die Kinder früher auf als gewöhnlich in diesen dunkeln Tagen, wo besonders die Schulkinder etwas vom Winterschläfer an sich spürten, — es war so hell schon um acht Uhr Morgens. War es Sonnenschein nach vielen düstern Wochen? Emmi sprang aus dem Bett ans Fenster — oh weh! weiß alles weiß! „Schnee, Schnee!" schrie sie. Fritzchen und Louischen jauchzten: „Schnee, Schnee!" sie kannten noch nicht die Bedeutung des unerbittlichen nordischen Schnees. Sie erinnerten sich nicht mehr, wie sie im vorigen Jahre sechs ganze Monate diesen lähmenden Anblick dulden mußten. Auch Adele fand den ersten Schnee so schön; auch sie war noch so harmlos seiner Hartnäckigkeit gegenüber. Sie freute sich, daß nun die schmutzigen Wege, die schwarzen Felder so rein und glatt erschienen.

Sie fand, die Gegend sah aus wie ein wiedergeborenes, vom Bösen gereinigtes Menschenherz. Alle Winkel waren klar und hell geworden, wo vordem un-

heilvolles Dunkel gebrütet hatte; und die Bäume und Sträucher mit den wenigen gelben Blätterresten, wie plastisch hoben sie sich ab, vom weißen Hintergrunde, so deutlich die verschiedenen Formen, fast erkennbarer als im Blätterschmuck. Alles erinnerte an eine wahre echte in ihren Eigenschaften scharf ausgeprägte Menschenseele, nicht ohne Fehl, aber ohne Hehl.

Am Kaffeetisch war selbstverständlich der erste Schnee das einzige Gesprächsthema. Fritzchen wollte ohne Säumen hinaus; Marianne hörte nicht auf mit Wehklagen. Ihr Widerwille gegen diesen ihren Erbfeind war so unüberwindlich, daß sie consequent den Fenstern den Rücken kehrte. Adele hingegen konnte sich nicht losreißen von diesem ungewohnten Anblick. Sie entdeckte immer neue Reize. Heinrich, von dem man vermuthete, daß er die fünf Minuten vor dem Beginn der Schule zum „Schneeballiren" mit Emil benutzte, kam plötzlich gravitätischen Schrittes in grünem Schleppkleide hereinstolzirt, einen Kranz von Immergrün auf dem Kopf und große Scheuklappen aus grünem Papier neben den Augen. „Hilft nichts," höhnte Herr Wolf, „daß Du die Kante des Grünen hälst, weiß ist Sieger."

Trotz allem Widerstreben gegen den beginnenden Winter, zog es die Gesellschaft doch sehr hinaus, es sah so unsäglich traulich aus; so nah erschienen einem die Gegenstände, der Wald, das Feld, der Garten, alles eng verbunden durch das gleiche Schicksal. Die Eichen, die allein noch die grünen Blätter sich für den „schwarzen Tag" aufbewahrt, hatten diese Nacht dennoch der Gewalt des Frostes sich beugen gelernt. Da lagen sie verstreut, die schönen zarten Fächer, zu Füßen ihres Stammes.

Das letzte flog eben herunter von der äußersten Spitze und streckte sich aus auf dem Schnee — zum Sterben.

Diesen Abend schrieb Adele ihrer Schwester in die Heimat. Wir wollen ihr einmal über die Schulter gucken. Wir dürfen es schon, nicht aber Anna, so gern sie es gethan hätte. Was hätte sie drum gegeben zu wissen, ob Adele sich wirklich vollkommen glücklich bei ihnen fühlte. Eigentlich erschien es ihr wohl so, aber wenn dann mitunter eine fast unmerkliche Thränenspur in den Augen der jungen Lehrerin sichtbar war und die fast beständig klare Stirn etwas bewölkt erschien, dann glaubte sie wieder zweifeln zu müssen und hatte doch nicht den Muth zu fragen. Adele schrieb:

„Mein Herzens-Helenchen!

Vor allem danke ich Dir für das brillante Schulzeugniß, das Du mir geschickt hast. Fahre fort, so rasch vorwärts zu kommen und Deinen Lehrern Freude zu machen, ist es ja doch die einzige Freude die Du mir und unsern todten Eltern jetzt machen kannst. Ich denke immer, wenn Du in zwei Jahren fertig bist und ein glänzendes Examen bestanden hast, dann schaffe ich Dir hier eine Stelle als Lehrerin, damit ich mein Schwesterchen in meiner Nähe haben kann. Du glaubst nicht wie schön es hier ist. Die Menschen so gut und zartfühlend, man fühlt sich gleich Kind im Hause. Dir wird es ebenso gefallen wie mir. Von meinen Schülerinnen hab' ich Dir schon oft erzählt. Ich lerne viel angenehme Menschen kennen, auch echte Originale zu meiner Freude. So kam vor einigen Wochen ein großer Reisewagen mit nicht weniger als vier Originalen, drei alten Damen und einem Herrn. Letzterer eigentlich nicht alt an Jahren, und dennoch ist ihm der Stempel

des alten Onkels unverkennbar aufgedrückt; ein prächtiger Herr, aus echtem Schrot und Korn, dabei herzgewinnend freundlich und — last not least — durch und durch musikalisch. Aber — nun kommt das große Aber — mein Helenchen zuckt die Achseln und macht ein unzweideutig spöttisches Mäulchen beim Lesen des Gräßlichen — er näht in bunter Wolle Sophakissen! Jetzt ringe Du nur die Hände, er ist dennoch ein ganzer Mann. Anna und die Kinder streiten viel, ob das männlich sei; Marianne war empört und die Knaben stimmten ihr bei. Anna und ich können nicht einmal das an ihm weibisch nennen, im Gegentheil er ist so fest und stark in Allem und man ist von Hause aus überzeugt, daß er einem nur das Richtige und Gute rathen und selbst wählen würde. Und was wir äußerlich thun und treiben sagt noch nicht wie wir sind. — Hier ist heute der erste Wintertag. Alles klagt und empfängt ihn so kratzbürstig wie möglich. Ich finde ihn reizend nach der Regenperiode, die einen ganz trübe und regnerisch hätte stimmen können, wenn man weniger zu thun hätte, als wir hier. Frau von Eichwald duldet keinen Müßiggang, sie hat immer für Alle in ihrer Umgebung Arbeiten und Beschäftigungen vorräthig und läßt Niemandem die Zeit Grillen zu fangen. Wie danke ich ihr dafür! Es ist, als ginge von ihrem Geist fortwährend ein frischer, zu allem Guten anspornender Hauch aus, und dann wieder, wenn man der Ruhe bedürftig, ein leises besänftigendes Lächeln,, das einem die Seele in's Gleichgewicht wiegt. Belebend ist es immer in ihrer Nähe und ich habe nie eine Hausfrau gesehen, auf die der Ausdruck so paßt „die Seele des Hauses." Oh, meine Helene; könnt' ich Dir auch ein solches Haus

finden! Das einzige was mir hier in meinem Wirkungskreise öfter Kopfzerbrechen verursacht ist Marianne. Anfangs konnte ich ihr garnicht beikommen. Sie war so voller Dornen, aber die Mutter half mir da wieder treulich durch. Sie hat mir als Hauptaufgabe gestellt, dieses Kind richtig zu leiten. Mir ist es zur heiligen Lieblingspflicht geworden, diesen kleinen Querkopf zu studiren und am richtigen Ende anzufassen. Es gelingt mir auch schon mitunter. Sehr hilft mir und ihr die großartige Wahrheitsliebe dieses Kindes. Sie kennt keine Umwege und darum braucht der, der sie innerlich fassen will, auch nie zu solchen seine Zuflucht zu nehmen. Daher kann auch ich zuweilen zum Ziele mit ihr gelangen, die ich doch gar keine Erfahrung habe; man kann so frei und offen mit ihr reden und mit ihr zusammen ihre Fehler wie in einem Spiegel zergliedern; daß sie nie vor Selbsterkenntniß zurückschrickt, sei sie auch noch so peinlich, das läßt mich noch alles Gute für sie hoffen.

Der kleine Pflegesohn hat leider nicht diese einzig sichere Brücke zum Guten; er ist nicht so wahr wie die Kinder des Hauses und ich sehe, wie traurig das Frau von Eichwald macht. Auch beobachtet Herr Wolf ihn leider nicht so genau wie es Noth thäte; er ist dazu ein zu eingefleischter Gelehrter und seit Jahren an unsere ehrlichen Kinder gewöhnt, von denen wohl keiner noch je eine Lüge ausgesprochen.

Gehst Du auch oft zu unserm lieben Plätzchen auf dem Kirchhof? Heute beim ersten Schnee war es mir ein Trost zu denken, daß es doch schön ist, daß der Schnee bei uns nicht so lange liegt, wie hier und daß jetzt noch wochenlang Deine Blumen noch erneuert werden können. Ist uns Schwestern die Seelensympathie

gegönnt, daß Du dann gerade, wenn mich hier diese namenlose Sehnsucht erfaßt, die lieben Gräber zu sehen hingehst? Es kann wohl kaum sein, denn bei mir ist es meist in der Dämmerstunde und die tritt bei uns jetzt lange nicht so früh ein, wie im nordischen November. Lebewohl mein Herzensschwesterchen, schreibe ebenso ausführlich Deiner Schwester

Adele.

Kapitel X.

Pauvre Louischen a-a-a-a pleuré.

Je dunkler und kürzer die Spätherbsttage wurden, desto schneller flogen sie dahin. Man suchte in den wenigen hellen Stunden, so viel Arbeit und Studium hineinzuzwängen, wie nur irgend möglich, die strenge Ausnutzung jedes letzten Augenblicks machte sie aber eben so kurz erscheinen. Die Weihnachtsarbeiten traten in ihr Recht und wurden in jeder freien Minute vorgenommen. Die Kinder sogar, denen doch sonst immer die Zeit zu lang wurde, klagten jetzt über deren Vorbeieilen. „Die Zeit ist ein Hase," meinte Marianne. „Unsinn, die Zeit ist eine Schnecke," korrigirte Emmi, „und besonders vor Weihnachten." Emmi fühlte sich am wenigsten niedergebeugt von den Sorgen der Weihnachtsarbeiten. Auch Fritzchen erschien es als eine schreckliche Ungerechtigkeit, daß der Schnee ohne Weihnachtsbaum gekommen war. An den Werktagen arbeitete Jeder nach Zeit und Kräften an seinen Geschenken für Eltern und Geschwister und sonstige Hausgenossen; am Sonntag aber wurde nur für den „Kinderbaum" gearbeitet. Der Kinderbaum war eine Weihnachtsbescheerung für 70—80 Kinder der Knechte und sonstigen auf dem Gute angestellten Leute.

Die Gaben bestanden zumeist aus selbst gefertigten Gegenständen, genähten Puppen, geklebten Bilderbüchern, aus buntem Papier gepappten Arbeitskästchen, deren

Ausstattung in Nähnadeln, Baumwolle, Fingerhut und bunten Lappen bestand; selbstgeschnitzten kleinen Möbeln, Papphäuserchen u. s. w. Das Anfertigen dieser nicht geringen Anzahl Sachen nahm vollständig die vier Adventssonntage und alle Hände der Familie in Anspruch. — Das Allerschönste war aber das Pfefferkuchenbacken! An diesem Pfefferkuchenbacktage geschah etwas Verwunderliches, das die ganze Familie, selbst Papa und Mama miteinbegriffen, die doch sonst nicht so leicht in so großes Erstaunen geriethen, in höchste Spannung versetzte: ein halbverdeckter Schlitten mit drei Pferden in messingbeschlagenem reichen Geschirr, kam die Allee herangebraust. Das Gabelpferd regelrecht in raschem Trab, während die beiden Seitenpferde, die Köpfe coquett nach Außen gebogen, munter galoppirten. Ein lautes Schellengeklingel rief die erhitzten Gesichter vom Backofen an das Fenster. „Wer kann denn heute kommen?" „Ich wette mein Pfefferkuchenpferd, daß es Onkel Jakobs Nase war", jauchzte Heinrich und stürmte hinaus.

„Unmöglich", sagte Mama, „Onkel Jakob kommt jetzt nicht. Es wird gewiß der Brennereirevident sein!"

„Nein, Mamachen, der hat ja keine eigenen Pferde", erwiederte Anna.

In Eile hatte Mama ihre Hände abgewischt, das Mehl vom Kleide geschüttelt, und ging nun dem geheimnißvollen Gast entgegen. Sie traute ihren eigenen Augen nicht, es war doch Onkel Jakob wie er leibt und lebt, mit hochroth gefrorener Nase und niedlichen Eiszapfen am Schnurrbart, die er eben mit den steifkalten Fingern abzulösen sich vergeblich bemühte. „Ist es möglich! Onkel Jakob wie kommst Du her?" Diese Frage, so natürlich und am Platz, wie sie war, setzte

Onkel Jakob sonderbarerweise in Verlegenheit. Er antwortete garnicht. Er küßte nur Mama's Hände und benetzte sie dabei, nicht mit Thränen, wohl aber mit seinem triefenden Schnurrbart. Mama hatte es gleich heraus, daß er mit seinen Gründen hinter dem Berge halten wolle und sagte: „Wie freuen wir uns über Dich, und besonders weil Du so ganz überraschend kommst. Ich begreife nur nicht, wie Tante Friederike es übers Herz bringen konnte, Dich fahren zu lassen, ohne Dich uns anzumelden." „Die guten Tanten wissen garnicht, daß ich hier bin. Ich war in der Stadt und mache schleunigst einen kleinen Abstecher hierher." Die Neugier der Begrüßenden wuchs von Secunde zu Secunde. Das war ein unerhörter Fall! Das hatte er noch nie gethan; als er in diesem Herbst seinen langen Besuch machte, geschah es nach zehn Jahren zum ersten Mal und nun diese unbegreiflich schnelle Wiederholung!

Man geleitete ihn hinauf, als wenn es so sein müßte. Ein Kaminfeuer wurde angezündet, Onkel Jakob wärmte sich, aß mit horrendem Appetit Ochsenaugen (Spiegeleier) und Schinken, da die Frühstücksstunde schon vorüber war. Dabei erkundigte er sich nach Aller Gesundheit. Mama wagte nicht nochmals nach dem Zwecke seines Besuchs zu fragen; sie erwartete eine Lösung wenn ihr Mann von seiner Hasenjagd zurückkehren würde. Als Papa nach Hause kam, machte er ebenso verwunderte Augen, indem er sagte: „Nun, alter Bruder, wo kommst Du denn her?" Wieder zeigten sich Spuren von Verlegenheit in Onkel Jakobs Antlitz, als er ausweichend antwortete, daß es ihm damals hier so ausnehmend gut gefallen habe; daß er ja nur auf einen Katzensprung von diesem lieben Ort entfernt gewesen — nicht umhin

gekonnt, einmal wieder nachzusehn, wie Eichwald sich im Winterkleide ausnehme u. s. w. Aber es kam kein durchschlagender Grund heraus. „Na", rief Papa, „das erkenne ich sehr an, daß Du die 60 Werst einen Katzensprung nennst! Du bist ein fixer Kerl, und hast uns eine superbe Freude gemacht." Abends riethen die Eltern in ihrem Zimmer hin und her, und fanden doch keine genügende Erklärung. Zuerst hatte Onkel Jakob davon gesprochen, nur auf eine Nacht „en passant" eingesprochen zu haben, doch blieb er gemüthlich von einem Tag zum andern. Einmal war zu arges Schneegestöber; Mama sagte, er möge an Tante Friederike denken, und Onkel Jakob blieb aus Gehorsam gegen Tante Friederike! Dann war eine Klapperjagd in Aussicht genommen. Papa sprach den Wunsch aus, Onkel Jakob möge sie mitmachen; Onkel Jakob war natürlich gefällig. Am nächsten Tage meinte er, fahren zu müssen, da er keine reine Wäsche mehr im Mantelsack hatte. Als aber Anna ihm anbot, augenblicklich für ihn waschen zu lassen, blieb Onkel Jakob aus Dankbarkeit, den sechsten und siebenten Tag aus Nothwendigkeit, denn im Winter trocknet die Wäsche sehr langsam. Nun kam ein Sonntag, an dem ein guter Christ, Kutscher und Pferde nicht anstrengen darf. Am Montag verbot ihm sein „angeborener Aberglaube" eine Reise anzutreten. Am Tage vor dem schönsten aller Feste verließ er doch den traulichen Familienkreis. Merkwürdigerweise riethen die Eltern nicht mehr hin und her, über den Zweck von Onkel Jakobs Besuch. Die Kinder aber dachten noch oft nach und verwunderten sich über seine andere „Art" diesmal, und seine große Gesprächigkeit und Beweglichkeit.

Seine Kinderdecke kam diesmal sehr langsam weiter, so viel hatte er zu erzählen.

Von Landwirthschaft wurde garnicht mehr so ununterbrochen gesprochen; Onkel Jakob tummelte sich beständig mit der Jugend herum, die außer Rand und Band gerieth vor Entzücken über diesen Spielkameraden.

Weihnachtszeit, du süße, geheimnißvolle, da bist du wieder! Oh welch ein Zauber liegt für das Kinderherz in diesen Worten: Weihnachten — heilige Nacht! Es ist nicht die Vorfreude allein von Allem was kommen wird, es ist ein Nachklang jener immer strahlenden Nacht; ein Strahl aus jenem Licht, das nie erlischt und das die Menschenherzen durchglühen wird, solange die Geschichte dieser einen Nacht den Menschenkindern erzählt werden wird.

„Der erste Adventssonntag mit seinem schönen Evangelium, seinen Hosiannarufen, seinen ausgestreuten Palmenzweigen, er bereitet uns vor und erhebt unser Herz, indem er einen nichtzubeschreibenden, unvergänglichen Zauber auf uns ausübt; was ist es das uns so sehnsuchtsvoll, so mild und zugleich so wehmüthig bewegt? Sind es die Stimmen der Sänger und der Propheten, die zu uns herüber tönen? Ist es der Psalmenchor: Machet die Thore weit und die Thüren in der Welt hoch, daß der König der Ehren einziehe? Ist es das große Licht, das da scheinet Allem was im Finstern wandelt? Ja es ist die Ahnung von Allem Seligen und die Erfüllung ist die heilige, geweihte Nacht, die Nacht die Allem Dunkel ein Ende macht. Das Licht ist an dem Tag geboren, die Zeit der Vorbereitung ist zu Ende und die wunderselige Weihnachtsempfindung breitet sich über unsere Seele aus. Die Natur selbst

will sich in Einklang setzen mit diesem Feste. Auch sie stand in ihrer Nacht; die Strahlen des Lichts sind kurz, das Leben still. Und diese Nacht des Naturjahres, aus welcher der Sonnenball mit neuem, wärmendem und leuchtendem Glanz emporsteigt, ist sie nicht ein Abbild der heiligen Nacht in Bethlehem?"

Mehr als je hingen die Kinder in Eichwald in der Weihnachtszeit an dem Dämmerstündchen mit Mama, die Jedeseinzelnen Stimmung verstand und Alles in Einklang zu bringen wußte. Altehrwürdige Lieder sang sie ihnen mit leiser Stimme vor. Dann wetteiferten die Kinder im Hersagen aller auf Weihnachten bezüglichen Lieder und Gedichte. Diese Schummerstündchen wurden immer mit dem Erzählen von Mama's Jugendweihnachten beschlossen.

Auch heute wieder, als eigentlich schon die Zeit fürs Anzünden der Lampen und fürs Arbeiten gekommen, hingen sich die Kinder an Mamas Kleid und ließen sie sich nicht von dem gemüthlichen Eckſopha erheben, wo schon ein Stündchen verplaudert worden war. „Noch eine Jugendweihnachtsgeschichte, liebstes Mütterchen, bitte, bitte." „Kinder beim besten Willen, ich weiß nichts mehr, ich habe schon längst Alles erschöpft dessen ich mich aus meinen Kinderweihnachtszeiten erinnere." „Ach bitte, wenn Du nichts Neues mehr weißt, erzähle noch einmal von „pauvre Louischen a pleurè", ja bitte Mütterchen, Emmi hat Recht, die möchten wir noch einmal hören." „Das will ich gern, sagte Mama, und Alles nestelte sich wieder um die Erzählende. „Meine Eltern lebten mehrere Jahre in Dresden, wo sie in der Altstadt in einer der engsten Gassen eine im zweiten Stock gelegene Wohnung inne hatten. Gegenüber wohnte

eine Familie, von der wir weder Namen noch das Geringste über ihre Verhältnisse wußten. Seht Kinder, das ist nun einmal schon so, daß man in großen Städten von seinen allernächsten Nachbarn nichts weiß und sich auch selten drum bemüht sich über ihre Lebensverhältnisse aufzuklären. Man sieht hundert Mal denselben Menschen aus derselben Thür treten; man hört dieselbe Stimme einmal fröhlich, einmal traurig; man sieht täglich dasselbe Gesicht am gegenüberliegenden Fenster; man weiß nichts von den Menschen, ob sie glücklich oder unglücklich, es kümmert uns nicht! — Wir Kinder waren aber noch nicht so baar aller Neugier wie die Großstädter und Erwachsenen, als wir vom Lande kommend zum erstenmal in einer Stadt lebten. Wir verbrachten den größten Theil des Tages am Fenster und blickten in das gegenüberliegende. Dort stand nämlich auch ein kleines Mädchen und sah unverwandt mit großen schwarzen Augen, sehr häßlicher platter Nase und den Finger in den Mund zu uns herüber. Wir konnten zu jeder Tageszeit an das Fenster treten, das Mädchen stand stets in derselben Stellung, mit demselben abwechselnden Ausdruck da, so daß wir es geraume Zeit für ein Bild hielten, das aber merkwürdiger Weise bisweilen eine schmutzige Schürze gegen eine reine vertauschte. Endlich gewann unser Verstand die Ueberhand über die Phantasie und wir kamen überein, daß das Ding von Fleisch und Blut sei. Nun wurde es interessanter und wir suchten auf alle Weise mit ihm anzuknüpfen. Alle erdenklichen Zeichen und Gesten wurden gemacht, die der Kleinen wol ein Lächeln entlockten, aber von Verständigung war keine Rede. Das Fenster konnte auch nie geöffnet werden, da es fest verklebt war und man in

der guten, alten Zeit wenig vom Lüften hielt. Eines Tages verfiel meine ältere Schwester auf den lumineusen Gedanken der kleinen Versteinerung drüben, unsere Bilderbücher durchs Fenster zu zeigen. Sieh da, es kam Leben in die kleine Bildsäule und es dauerte nicht lange so zeigte sie uns ihrerseits Bilder und allerlei Spielzeug. Als nun wieder unsere Reihe gekommen, den Unterhaltungsstoff zu bieten, nahmen wir eine große Schultafel und schrieben die Namen der Puppen darauf, die wir ihr präsentirten. Plötzlich fiel uns das höchst Nahliegende ein, sie nach ihrem Namen zu fragen. „Wie heißt du?" wurde mit zolllangen Buchstaben auf die Schiefertafel gemalt und geraume Zeit an die Scheibe gedrückt; die schwarzen Augen schienen absolut nichts zu verstehen, der Daumen stack wieder im Munde, das Leben schien wieder gewichen. „Es ist gar nicht auszuhalten, rief mein Bruder ungeduldig, dieses Kind ist gewiß blödsinnig." Eben wollten wir unsere vergeblichen Bemühungen aufgeben, als das unerhörte geschah, daß die Kleine sich während wir am Fenster waren, von dem ihrigen entfernte und bald darauf das blasse Gesicht einer Frau, über dem des zurückgekehrten Kindes erschien. In athemloser Spannung verfolgten unsere Blicke die Bewegungen der Beiden. Das Kind entfernte sich nochmals, kam aber gleich mit einer Tafel zurück. Wir konnten beobachten wie die Frau einen Griffel spitzte und schrieb. Endlich stand die Tafel aufrecht und auf derselben die Worte: „Louise est Française". Wir dankten voll Entzücken und schrieben nun unsere Namen mit französischen Buchstaben auf. Nun war das Eis gebrochen und eine Bekanntschaft eingeleitet, die uns manche einsame Stunde erheiterte. Was sie erst der

kleinen Louise war, haben wir später erfahren. So verstrichen ein paar Monate; kein Tag verging, an dem wir uns nicht was zu schreiben hatten, natürlich immer durch's Fenster. Nun hatten wir auch die Entdeckung gemacht, daß sie eine sehr nette Nase besaß.

Weihnachten kam heran, Louischen war die Vertraute von jeder Einzelnen von uns und verfolgte mit sichtlichem Interesse die Fortschritte, die unsere Weihnachtsvorbereitungen machten. Sie selbst schien sich nicht mit solchen zu befassen, überhaupt ein unglaublich beschauliches Leben zu führen. Die letzten Tage vor Weihnachten fehlte uns die Zeit häufig, am bewußten Fenster zu sein, so daß es auch uns nicht auffiel, sie nicht an ihrem gewohnten Platz zu sehen. Am Nachmittage vor dem Anzünden der Bäume hatte Friedrich, unser alter Diener, etwas in der Nähe des Fensters zu thun, von welchem aus auch er sich häufig mit uns Kindern die kleine Fremde beschaut hatte. Wir befanden uns im Hintergrunde dieses unseres Kinderzimmers, damit beschäftigt die letzte Hand an unsere Geschenke zu legen. Aus den schönsten Weihnachtsträumen weckte uns urplötzlich Friedrichs Stimme, er rief in klagendem Ton, den ich jetzt noch zu hören vermeine: „Pauvre Lowischen a a a pleuré!" Seine französische Aussprache war nicht die beste. Wir fuhren verstört auf und drängten uns an's Fenster. Richtig, drüben stand Louischen mit rothen Augen und geschwollenem Gesichtchen. Auf all unser schriftliches Fragen kam keine Antwort, nur Thränen, Ströme von Thränen vergoß das arme kleine Wesen. Was konnte es nur sein, das sie so bekümmerte und noch dazu am heiligen Abend. Wir flehten den guten Friedrich der so theilnehmend war, an, doch hinüber

zu gehen und sich zu erkundigen. Er sagte er wolle es thun, falls unsere Mutter es gestatte. Das dauerte nun einige Zeit bis letztere zu finden war und unterdessen hallte das ganze Haus wieder und wieder von: Pauvre Louischen aaa pleuré! Noch konnten wir den Fall humoristisch auffassen, hatten wir doch keine Ahnung von der tieftraurigen Ursache von Louischens Schmerz. Als der alte Friedrich zurückkam erfuhren wir, daß Louischens Mutter, die blasse Frau, die wir einmal am Fenster gesehen hatten, an diesem Morgen ihren langen Leiden erlegen war. Louischen war am Weihnachtsabend eine Waise geworden. Unsere gute Mutter eilte hinüber um zu sehen ob nicht irgendwelche Hilfe zu leisten nöthig sei. Oh, die war sehr nöthig. Louischens Tante, die gekommen war die Schwester zu pflegen, mußte bald wieder zu ihrem Mann zurück und erlag fast der Arbeitslast, die nun auf ihr ruhte. Wie dankbar war sie meiner Mutter, als diese ihr anbot das Kind auf einige Zeit zu sich zu nehmen. So kam Louischen am Weihnachtsabend zu uns, als unser schönstes Weihnachtsgeschenk. Dieser Abend war selbstverständlich für uns Alle ein getrübter, aber er war der Anfang eines unvergeßlich schönen Zusammenlebens mit unserer kleinen schwarzäugigen Pflegschwester.

Kapitel XI.

Weihnachtsabend.

Frau von Eichwald richtete es stets so ein, daß ihre Kinder sich dann erst voll und ganz ihrer Weihnachtsfreude hingeben sollten, nachdem sie den Hofskindern eine eben solche bereitet. Am Tage vor dem Weihnachtsabend mußte man schon zeitig mit dem Schmücken des „Kinderbaumes" beginnen. Für jedes Kind nach Alter und Geschlecht wurde ein passendes Geschenk ausgesucht und auf große, mit weißen Tischtüchern bedeckte Tische in Reih und Glied gestellt; Backwerk, Pfefferkuchen, Aepfel in Waschkörbe gehäuft, standen längs der Wand, wohlweislich eine Schildwache vor jedem Korbe, da man sich bei dem Gedränge verschiedener Zufälligkeiten gewärtigen mußte, hatte man doch schon einmal die Erfahrung gemacht, daß ein nähriges Brüderpaar während des Absingens des Weihnachtsliedes sich alle Taschen, Mützen und Röckschöße mit den süßen Herrlichkeiten vollgestopft und drauf das Weite gesucht hatte, auf die übrige Bescheerung verzichtend.

Auch diesmal ward Jedem seine Rolle bei der Vertheilung angewiesen. Die Knaben bekamen das wichtige Polizeiamt, das darin bestand, Front zu machen gegen die andrängenden Massen und die Damen vor dem Er-

drücktwerden zu schützen. Nun stand Mama mitten im Speisesaal, der zu diesem Zwecke ausgeräumt war, ließ noch einmal ihre Augen eine prüfende Rundschau halten, fand Jeden auf seinem Posten und klingelte. Die schon seit geraumer Zeit, die Thür einzubrechen drohende flachsköpfige Kinderschaar, ergoß sich in den strahlenden Raum, voran die Schulmeister mit dem auserwählten Sängerchor, den größten unter ihren Schülern. Nun wurden sie im Halbkreis geordnet, die Kleinsten voran, die Mütter mit den Säuglingen auf den Armen zuletzt. So standen sie mit verzückten Augen in dem Antlitz des Lichterglanzes und des grünen Baumes versunken, mit gefaltenen Händen und sangen vier Verse eines schönen Weihnachtsliedes. Dann wurden die Kinder familienweis aufgerufen und traten zuerst vor die Hausfrau, der sie Gesangbuch- oder Bibelverse nach Vermögen hersagten, die sie darauf zu Anna wies, welche ihnen das für sie bestimmte Geschenk einhändigte; dann wurden sie zu Adele geschoben, die die Pfefferkuchen austheilte, von da zu Marianne, die des Aepfelkorbes Cerberus war aber zugleich die gütige Pommona, zuletzt gab ihnen noch Emmi aus ihrem unerschöpflichen Korbe jedem ein paar frische Kuchen oder Kringel. So defilirten die sechzig bis achtzig Kinder an den Spendenden vorbei bis sie wieder an der Seite ihrer Mutter freudestrahlend und reichbeladen strandeten. Sechzig betrug die Zahl der Rechtmäßiggeladenen, man hatte sich aber schon für achtzig vorbereitet, denn es erschienen immer noch viele Ungeladene aus den benachbarten Gesinden und Dörfern und wer hätte am Weihnachtsabend das Herz gehabt, sie mit leeren Händen abziehen zu lassen.

Man wurde mit der ganzen Bescheerung kaum fertig bis die Lichte abgebrannt waren. Die letzten wurden ausgelöscht und dann kam noch ein Knalleffect, der Alle begeisterte; der Baum wurde aus Leibeskräften geschüttelt und die ganze Schaar warf sich kopfüber auf die herunterfallenden Süßigkeiten, um noch zu guter Letzt zu raffen was zu raffen war. Es galt nicht nur das Recht des Behenderen, sondern leider auch das Faustrecht. Diese kleine Disharmonie löste sich aber bald wieder in Wohlgefallen auf, denn nun wurde das Schlußlied gesungen. Alle Kinder kamen nochmals, der Hausfrau die Hand zu küssen und dann strömte Alles wieder in die dunkle Nacht hinaus, Jedes seiner Wohnung ein Stückchen Weihnachtsfreude zutragend.

Es war vorgekommen, daß der Kinderweihnachtsbaum wegen einer herrschenden Epidemie wegfallen mußte. Ein solches Weihnachtsfest war dann für die Eichwald'schen Kinder kein echtes, rechtes gewesen. Es bildete einen Haupttheil ihrer eigenen Weihnachtsfreude, und konnte nicht mehr entbehrt werden.

Zufriedenen Herzens legten sie sich nun schlafen, denn morgen war der schönste Tag des Jahres!

Emmi kroch schon um halb acht Uhr ins Bett, in der Hoffnung, etwas mehr von der langen Wartezeit zu verschlafen, aber siehe da, sie schlief nun erst recht nicht ein. Als Mama um elf Uhr den Rundgang zu den Kinderbetten machte, lag sie ganz wach. Mama fragte sie, warum sie noch nicht schlafe? „Ich freue mich zu sehr auf morgen! Es ist zu herrlich, was morgen sein wird."

Am andern Morgen war Alles sehr beschäftigt.

Mama und Papa schlossen sich bald nach dem Kaffee zu sehr geheimnißvollem Thun in den Saal ein. Anna half der Wirthin den gelben Kringel backen; Marianne und die Knaben machten Ordnung in ihren Schränken und Kommoden, damit Platz sei für die neuen Herrlichkeiten. Emmi und die beiden Kleinen spielten im Kinderzimmer. Letztere waren ganz verblüfft über Emmis Herablassung, die freilich nicht ganz selbstloser Natur war! Hatte sie doch die Erfahrung gemacht, daß beim Kutschen mit Fritzchen die Zeit verhältnißmäßig am schnellsten todtzuschlagen war. Herr Wolf und Adele gingen im Saal ein und aus und waren die Handlanger der Eltern beim Schmücken des Baumes und Ordnen der Tische, und ihre Hände rochen köstlich nach Wachslichtern und Honigkuchen.

O, wie dauert es so lange! die Uhren chicaniren die armen Kinder, sie kommen nicht von der Stelle! Emmi legt sich im Speisezimmer platt mit der Nase auf die Diele, um durch die Ritze unter der Thür in den Saal zu sehen. Sie erspäht das Kreuzholz, das den Fuß des Baumes bildet und Herrn Wolfs große Stiefel, die sich immer vor das verheißungsvolle Kreuzholz stellen. Dennoch bleibt Emmi in der unbequemen Stellung liegen; jetzt schließt sie die Augen und öffnet das Näschen. Ist es doch der wohlbekannte, kindersinnberauschende Tannennadelduft, der ihr entgegenweht. Fast wäre Papa über sie gefallen, als er aus dem Saal trat. Nun weist er die kleine Ungeduldige zurück ins Kinderzimmer! Hier galoppirte Fritzchen auf seinem vorjährigen schnauz- und mähnelosen Steckenpferd, und sang:

„Morgen kommt der Weihnachtsmann,
Kommt mit „seinen Gaben"
„Trommelfelle" und Gewehr
Möcht ich gerne haben."

Ach, Fritzchen hatte auch kein Verständniß für Emmis Seelenbedrängniß; er sprach noch von morgen, während heute ja schon der Tag war, wenn es mit rechten Dingen zuging. Zwar schien das sehr fraglich, denn es dauerte so entsetzlich lange!

Emmi schlich sich zu den Knaben. Ordnung machen! wie schien ihr das heute prosaisch? „Anna, Anna, die wird mich verstehen", dachte sie und stieg in die Küchenräume hinunter. Hier wurde sie von der Wirthin unwirsch fortgeschickt. „Wenn man so viel zu thun hat, daß man nicht weiß, wo einem der Kopf steht, stellen sich einem noch die Kinder in den Weg." Ach, Niemand verstand das übervolle Kinderherz! Die Erwartung war zu groß; sie ging in einen Winkel, und wischte sich eine Thräne der zügellosesten Ungeduld aus den Augen. Das war probat! Nun nahm sie tapfer ein Spiel Karten, verzog sich in ein entlegenes Zimmer, um eine grande patience auszulegen. Dort konnte sie aber die Tischglocke nicht hören, und als nach langem Suchen die Knaben sie dort fanden, in ihre patience vertieft, lachten sie sie erbarmungslos aus: „Emmi hat am Weihnachtsabend nichts Besseres zu thun, als patience zu legen!"

Für diese war aber die Thatsache, daß die Zeit nicht stehen geblieben, sondern daß schon Mittag war, eine so erhebende, daß sogar die Neckereien sie nicht, sonderlich ärgerten. „Jetzt nur noch 3 Stunden" jauchzte es in ihrem Innern.

Am Nachmittag vertheilten Mama und Papa Lebensmittel unter die Armen ihres Gebietes. Die Kinder durften dabei sein, und halfen Mehl, Grütze, Salz ꝛc. in grobe Säcke füllen. Emmi war sehr dankbar für diese Unterbrechung.

Es verging wieder ein Stündchen und die Uhr war 4 als die Eltern nochmals im verschlossenen Eden verschwanden. Diesmal wurden sogar die Helfershelfer abgedankt, denn nun schritten Mama und Papa zu dem geheimnißvollsten Act ihres Wirkens: Die Geschenke wurden auf den 12 verschiedenen Tischen und Tischchen für Klein und Groß aufgelegt. Emmi ward schadenfroh, daß auch die „großen Jungen" und die weise Marianne ihre Ungeduld kaum mehr zügeln konnten. Nun stellte sie sich, als sei sie erhaben über derlei Kindereien und forderte die Geschwister auf, alle Papiere und Schnurreste, die allenthalben verstreut lagen, aufzusammeln und überhaupt Ordnung herzustellen, bevor die Eltern aus dem Saal treten würden. Endlich rief Mamas Stimme aus dem Saal: „Die Kinder sollen sich ankleiden." Nun wußten sie, was es geschlagen habe. Mit Windeseile hatten sie sich in ihre weißen Kleider geworfen, uud harrten wieder mit klopfenden Herzen im halbdunkeln Kinderzimmer. Aber endlich kam er doch, der heißersehnte Augenblick, wo das Glöckchen ertönte und Alles an die Saalthür stürzte. Anna ordnete den Zug, voraus die beiden Kleinsten; Louischen hatte einen grünen Kranz auf den blonden Locken. Zuletzt kamen die Dienstboten in ihren Sonntagskleidern.

Nach ein Augenblick athemloser Erwartung, Mama öffnet eine Spalte der Thür und fragt: „Sind Alle da?" Das Glöckchen erklingt nochmals, die Flügelthür geht

auf und ein Strahlenmeer blendet für einen Moment aller Augen. „Vom Himmel hoch," wird intonirt. O, du Weihnachtsbaum, den Kinder umtanzen, in den Kinderaugen sich vertiefen, unter dem Kinder die Seligkeit des heiligen Abends fühlen, ahnen!

Wem es in tiefstem Herzeleid vergönnt ist, Kinder unter dem Weihnachtsbaum zu sehen, der vergißt das Herbste, wenn auch nur für die kurze Spanne Zeit; bis die kleinen bunten Wachslichte heruntergebrannt. Wie strahlen die Augen mit den Lichtern um die Wette, wie rasch fliegt Stunde auf Stunde dahin.

Es schlägt acht Uhr und noch ist nicht das große neue Bilderbuch durchgesehen, noch nicht alle Puppen aus- und wieder angekleidet, noch nicht alle Kästchen und Schachteln ein- und wieder ausgepackt. Die Eltern und Erwachsenen, die rascher mit der Besichtigung ihrer Bescheerung, dem Danken und sich Freuen fertig geworden, haben schon mehrere Weihnachtslieder mehrstimmig am Harmonium gesungen; das letzte Lichtchen hoch oben an der Spitze sogar ist niedergebrannt, ohne den schwebenden Fuß des Engels mit dem Lilienzweige wie im vorigen Jahre zu schädigen; der Theetisch ladet zum Abendbrot, aber von den Kindern spürt keines weder Hunger noch Schläfrigkeit. Sie fühlen und wissen nur das Eine: Heut ist Weihnachtsabend! Louischen vergießt sogar einige Thränen, als sie die Herrlichkeiten im Saal vertauschen soll gegen ihr kleines Bettchen, das bisher noch nie seine Anziehungskraft für sie verloren hatte. Fritzchen tröstet sich damit, daß er Alles mit in's Bett nehmen werde, Zinnsoldaten, Schaukelpferd und den keinen Schlitten, in welchem er und Louischen morgen im Schnee gefahren werden sollten. Doch be-

sinnt er sich: „Ich will lieber die Nacht im Schlitten schlafen, denn am Ende paßt er nicht in mein Bett.“ Und der kleine Philosoph nistet sich schon fertig drin ein.

Aber Alles hat ein Ende, so auch der heutige Weihnachtsabend. Sein Glanz aber lebt fort und bescheint die ganze köstliche Weihnachtszeit und lebt fort in den Herzen der Kinder, bis sie einst auch aufhören werden zu schlagen.

Kapitel XII.

Ein Sterben in der Hütte.

Am ersten Weihnachtsfeiertage, als Eltern und Kinder wieder in dem nach Wachslichtern und allerhand Süßigkeiten duftenden Saale um den Baum versammelt waren, der bei Tageslicht wieder neue Schönheiten bot, und die Unterhaltung der zu heute Abend eingeladenen Nachbarn beriethen, meldete Peter, der Diener, das des alten Johann alte Tochter Anne, im Sterben liege. „Da muß ich hinfahren, Kinderchen," sagte Mama und bestellte sich einen Einspänner. —

Die Badstube in welcher Johann und seine Tochter lebten, lag ein Stückchen feldeinwärts, und Frau von Eichwald mußte durch tiefen weichen Schnee hinwaten. Es war ein eisigkalter Wintertag. Ein schneidender Wind wehte von Nordost, daß die demselben ausgesetzten Gesichtstheile vor Kälte schmerzten.

Die Hütte lag fast eingeschneit. Der Rauch der aus allen Fugen und der halbgeöffneten Thür in's Freie drang, umhüllte sie wie eine Wolke.

Schon auf mehrere Schritt Entfernung konnte Frau von Eichwald die röchelnden Athemzüge der Sterbenden drinnen vernehmen. Ein Schritt über die hohe Schwelle, ein tiefes Bücken durch die niedrige Thür, und sie stand am Bett der Kranken, die fragend ihre starren Augen auf die Eintretende richtete. Der alte Vater erhob sich von dem Bänkchen neben dem Bett

und ergriff ihre Hand um sie an seinen Mund zu führen. „Ach, gnädige Frau, sie kommen selbst zu uns. Sieh' doch, Anne, unsere gute Frau ist zu Dir gekommen!" „Die Frau," flüsterte diese kaum hörbar, „Gott sei Dank, nun bekomme ich ein reines Hemd an. Ich kann in diesem Hemde nicht — sterben — ich kann nicht — ich kann nicht," wiederholte sie unaufhörlich. Ihre Gedanken schienen sich zu verwirren. „Sie phantasirt," erklärte der Vater, „so geht es schon seit gestern Abend." Nun erwachte sie wieder aus dem halb bewußtlosen Zustand und bat und flehte um das reine Hemd. „Hol' es doch Alter," sagte Frau von Eichwald, „wir können ihr dieses Verlangen gleich stillen." „Gewiß, gewiß," keuchte der Alte, „jetzt kann ich in die Klete (Scheune) gehen, um es zu bringen, aber ich konnte sie doch nicht so ganz allein lassen, bevor Sie kamen."

Mit diesen Worten stolperte der Alte hinaus, stieg aber gleich wieder mühsam herein. „Aber wenn sie stirbt, so lange ich fort bin?" Thränen erstickten seine Stimme. „Ich kann nicht mehr rasch machen, ich bin ja schon so alt." „Sei ruhig, sie wird nicht sterben, Johann," beschwichtigte ihn Frau von Eichwald und setzte sich an das Bett, nachdem sie ihren Pelz abgenommen und an einen Nagel an die rußige Wand gehängt. Mit unruhigen Blicken hatte die Sterbende alle Bewegungen in der Hütte verfolgt.

„Setzen sie sich", hörte jetzt Frau von Eichwald sie mit Anstrengung mehr hauchen als sprechen. „Hier an das Bett, liebe Frau, hier unten ist kein Rauch." Wirklich konnte man auf 3 Fuß von dem Fußboden kaum mehr frei athmen oder, die Augen offen halten. Frau von Eichwald war nur im ersten Augenblick so

erschüttert von dem Anblick dieses Sterbens in der Hütte, daß sie den beißenden, erstickenden Rauch nicht empfunden hatte. „Sorge Dich nicht um mich, Anne, sage mir lieber ob Du noch noch einen Wunsch hast, den ich Dir erfüllen kann?"

„O, ja, eine Bitte habe ich wohl, liebe Frau, ziehen sie mir mein neues Hemd an!"

„Gewiß," erwiederte Frau von Eichwald, „Dein Vater ging es schon holen, und wir wollen gleich probiren es Dir anzuziehen, wenn es Dir nicht gar zu viel Schmerzen verursacht." „Das thut Alles nichts," stöhnte die Alte, „ich will Alles ertragen, ich muß doch in meinem Brauthemd sterben — meine Mutter hat es mir genäht als ich ein junges Mädchen war — und einen Mann nehmen sollte — er ging fort — als Rekrut — und kam nie — wieder. — Das neue Hemd — das neue Hemd." Augenscheinlich schweifte ihr Geist wieder in unbekannten Regionen; den starren, regungslosen Augen sah man wieder die Bewußtlosigkeit an. Frau von Eichwald blickte um sich. Wie war denn für die ersten, dringendsten Bedürfnisse eines schweren Krankenlagers gesorgt? Auf dem winzigen Fensterbrett stand ein Stofmaas mit Wasser, daneben lag ein harter halber Wasserkringel. Eine kleine cylinderlose Petroleumlampe war von einem aufgeschlagenen Gesangbuch als Lampenschirm umstellt, das die trüben Augen der Sterbenden vor der flackernden Flamme schützen mochte. Frau von Eichwald machte sich ein Bild von der Hütte im matten Lampenschein: die Kranke auf dem harten Schmerzenslager, der schwache Alte neben ihr auf dem umgestülpten Kasten sitzend — so hatte es gestern Abend hier ausgesehen. Und nun erstand vor ihrem geistigen Auge

ihr eigener gestriger Abend zu Hause, inmitten ihrer glückseligen Kinderschaar, unter dem Lichtenglanz des Christbaumes. Ihr Herz zuckte zusammen bei diesem herben Contrast. Eine Thräne stieg in ihr Auge, und fiel auf ein aufgeschlagenes Buch, das auf dem dreibeinigen Tischchen lag: die Bibel — und das Weihnachtsevangelium Lucas 11 war aufgeschlagen.

Als die Kranke wieder etwas zu sich zukommen schien, fragte Frau von Eichwald sie leise: „Wer hat Dir aus der Bibel vorgelesen, Anne?" Die Züge der Alten wurden durch ein Lächeln wie verklärt. „Meine Schwestertochter, die kann lesen und schreiben, die kann Alles — gestern war Weihnachtsabend — Alle aus dem Gesinde gingen zur Kirche — nur mein Vater und ich konnten nicht — da kam Tijo zu uns und las uns vor — ach, wie war das gut — heute ist der Herr geboren — ja — ja, heute —", und es ging wie ein seliger Schein über ihre aschfahlen Züge — „ja ja, und heute Abend werde ich zu ihm gehen!" Sie faltete mühsam die mageren Hände, „Hosianna in der Höh! Weihnachtsfreude — Weihnachtsfreude," wiederholten ihre Lippen kaum vernehmbar und Frau von Eichwald fühlte dankbar, daß auch in diese ärmliche Hütte sie hineingeleuchtet hatte, die wunderbare Weihnachtsfreude.

Die Alte schien ihre unbequeme Lage verändern zu wollen. „Kann ich Dirs nicht etwas bequemer machen, Anne?" fragte Frau von Eichwald, „lege Deine Arme um meinen Hals, dann bette ich Dich etwas höher." Diese Bewegung erschöpfte die letzten Kräfte der Alten, aber sie schien doch eine bessere Stellung gefunden zu haben. Ihre müden Augen war mit flehendem Ausdruck auf ihre gütige Pflegerin gerichtet. „Anne,

Du hast noch einen Wunsch, sage ihn mir. Was in meinen Kräften steht, werde ich für Dich thun." Sie legte ihr Ohr hart an den Mund der Armen; um ihr die Anstrengung des lauten Sprechens zu ersparen. „Ach ja," hauchte diese, „wie soll ich denn ruhig sterben, wenn mein Vater so ganz allein bleibt? Wer wird ihm sein Hemd waschen? Kochen kann er selbst, das Brod backt ihm die Gesindeswirthin, aber zum Waschen — reichen seine Kräfte nicht mehr. Nein — nein — nicht mehr." „Sei ganz ruhig, Anne, dafür werde ich schon sorgen; Dein alter Vater wird nicht verlassen sein." Ein Zug rührender Dankbarkeit verklärte einen Augenblick die eingefallenen Züge. Die schwere, knochige Hand tastete sich zu Frau von Eichwalds Schulter und streichelte sie.

Unterdessen war der alte Johann mit dem neuen Hemde hereingestolpert. „Es ist feucht und kalt," keuchte er, und damit hielt er es vor dem knisternden Strauchfeuer im Ofen. „Mein Hemd, Got sei Dank Gebt mir mein Hemd. — Dann will ich schlafen. — Ach wie ich müde bin."

Wie sollten aber nun Frau von Eichwald und der Alte das An- und Ausziehen allein bewerkstelligen? Die Sterbende konnte den Kopf nicht von der einen zur anderen Seite bewegen. Mit aller Kraftanstrengung versuchte Frau von Eichwald den schweren Körper in eine sitzende Stellung zu bringen. Vergeblich! Er war nicht zu rühren. Die Kranke stöhnte vor Schmerzen und Sehnsucht nach der Erfüllung dieses einen Verlangens. Da kam zur rechten Zeit Tijo, die Schwestertochter, und nun gelang es den vereinten Kräften, der Kranken den letzten heißen Wunsch zu erfüllen! Als sie

nun im reinen, groben Hemde dalag, heftete sie einen langen befriedigten Blick auf Frau von Eichwald. „Habt Dank, nun kann ich schlafen!“ Die müden Lider senkten sich halb auf die tiefeingesunkenen Augen. „Gott mit Euch“, wiederholten mehrmals die halberstorbenen Lippen.

Frau von Eichwald gab noch einige Verhaltungsregeln und gebot, daß man noch nach ihr schicken möchte, falls die Sterbende es verlangen sollte. Dann warf sie noch einen Blick auf den abgezehrten Körper auf dem Strohlager. Die Brust hob und senkte sich in schwerrasselnden Athemzügen, aber auf dem Gesicht war ein Zug des Friedens verbreitet. Sie schien kein Leiden mehr zu fühlen.

Als Frau von Eichwald hinaustrat in den blendenden Wintersonnenschein und der Kutscher ihr die Schlittendecke fest um die Füße stopfte, fragte er verwundert: „Was machten die gnädige Frau so lange bei dem alten Johann?“

„Es stirbt dort Jemand, seine Tochter.“

„Ach so, die alte Anne, sie war ja schon lange nur ein Erdenklumpen.“ Damit trieb er das Pferd zu raschem Ausholen an, und pfeilschnell flog der kleine Schlitten über die Schneefläche.

Im fröhlichen Kreise der Ihrigen, am Weihnachtsmittagsmahl, Abends in der angeregten Gesellschaft, unaufhaltsam kehrten Mamas Gedanken zurück in die Bauerbadstube, und wenn ein glückliches, jugendliches Lachen in ihrer Nähe erscholl, sagte ihr eine innere Stimme: Jetzt eben reißt eine Menschenseele sich los von den Banden des Irdischen, und das Bild in der Hütte trat wieder lebhaft vor ihren Geist.

Am folgenden Morgen wurde sie hinausgebeten zum alten Johann, der den in dieser Nacht erfolgten Tod seiner Tochter melden kam, und um Anfertigung eines Sarges bat; „das hölzerne Hemd", wie es in der Landessprache heißt. Sie ließe auch die gnädige Frau noch vielmals grüßen, berichtete schluchzend der Alte; von dem Augenblick an, wo sie ihr neues Hemd an hatte, habe sie nicht mehr geklagt!

Die Kinder brachten dem verwaisten Vater einen Krug mit heißem Kaffee und Butterbrot. Er nahm es mit zitternden Händen und setzte sich auf die unterste Treppenstufe. Auf einmal, mitten im Trinken, stellte er die Tasse hin und fing laut an zu weinen. „Wer wird jetzt für mich sorgen? Ach, ich bin so allein, wie ein Vogel auf dem Ast", und unzählige Thränen rollten in seinen verwühlten Bart. Das Bewußtsein seines Verlassenseins war ihm offenbar eben erst gekommen, wo er von Fremden einen Liebesdienst empfing. Die Sorge um sein eigenes Leben war in den Hintergrund getreten. Er hatte nur an die Verblichene und ihre letzten Stunden gedacht! „Sei unbesorgt, alter Johann", sagte Anna, die bei ihm geblieben war, während er seinen Kaffee trank, „meine Eltern werden sich Deiner annehmen." Das beschwichtigte seine Wehmuth, und nun setzte er wieder die Tasse an den Mund, von deren Inhalt mehr in seinen struppigen Bart als in den Mund gelangte. Es war herzzerreißend den alten Mann in seinem Schmerz zu sehen. — Da wanderte er wieder mit krummem Rücken auf dem großen Stock gestützt feldeinwärts seiner Hütte zu, wo die Tochter auf den harten Brettern lag. Todt! — Todt!

Kapitel XIII.

Schlittenparthie mit Abenteuer.

Am dritten Feiertag standen fünf Schlitten vor der Thür. Eine Schlittenparthie wurde unternommen. Es hatte in der Nacht gereift und nun blitzte der schönste Sonnenschein aus Millionen winziger Eisnadeln. Die höchste Pracht entfaltete sich im Walde. Der Reif hatte sich um jeden Zweig, jede Tannennadel gelegt, so daß die Formen der Bäume und Sträucher plastisch hervortraten. Wohin man nur blickte, war ein reizendes fertig abgerundetes Bild. Jeden Baum hätte man stundenlang betrachten können, denn immer wieder entdeckte man eine neue unbeschreibliche Schönheit. So nah, so warm erschien einem Alles in der Natur, so weich in einander übergehend das Steife, Scharfe, so harmonisch verbunden die Gegensätze. Und dann die heilige Stille in dem Feenpalast, nur ein Specht klopfte in einiger Entfernung und ganz von Weitem tönte ein leises Schlittenglöckchen.

Adele die zum ersten Mal nordisches Reifeis zu Gesichte bekam, war ganz überwältigt; in wortloser Bewunderung lehnte sie sich im Schlitten zurück und vertiefte sich in den Zaubergarten. An den schönsten Stellen hielt Papa, der mit Mama im ersten Schlitten saß, den flinken Traber an, wie auf einen Zauberschlag standen dann Alle. Eine Waldlichtung gestattete dem Auge über eine, wie mit Diamanten besäte Schneewiese zu schweifen, die lichte

in sonnigem Nebel gehüllte Baumgestalten umgrenzten. Im Vordergrunde bildeten die bereiften Zweige einer Trauerbirke den anmuthigsten Rahmen zu dem Wunderbilde, ein feiner Regen der allerkleinsten Schneekrystalle fiel glitzernd von den Bäumen, als schütte die Sonne ihren ganzen Reichthum von Glanz auf diesen Lieblingsort. Alles war im Anschauen vertieft; nun aber klang das Glöckchen deutlicher — jetzt war es kein einzelnes Geklingel mehr, es mußte ein eiliger Schlitten sein. Lustig kam es daher, und plötzlich standen auch schon die dampfenden, schnaubenden Pferde hart neben dem Schlitten, wo Mama und Papa saßen.

Es fand eine freudige Begrüßung statt.

Die Insassen der hinteren Schlitten konnten den Ankommenden nicht erkennen, nur Heinrich schrie wieder: „Potz tausend! schon wieder Onkel Jakab! was das nur zu bedeuten hat?"

Niemand glaubte ihm zuerst, aber als Jemand mit kniehohen Filzstiefeln im Schnee watend die Schlittenreihe entlang geschritten kam, und Alle der Reihe nach begrüßte, da war kein Zweifel mehr: es war richtig und merkwürdiger Weise Onkel Jakob, so hoch und breit er war, mit dem großen Fuchskopf auf dem um den Hals hängenden Muff!

„Was das nur zu bedeuten hat?" raunten Marianne und Emil sich zu, „es geht wahrhaftig nicht mit rechten Dingen zu." Und das Räthselhafteste von Allem war, daß Mama und Papa diesmal garnicht so ungeheuer erstaunt waren!

Vor drei Wochen, da kam er doch erst zum zweiten Mal und da wollten die Eltern ihren Augen schon nicht trauen. Jetzt arrivirt er zum dritten Mal, und so

merkwürdig rasch und unerwartet wieder, und Mama macht, als ob es sich von selbst verstände, und als sei es das alltäglichste Ding von der Welt.

Nun wurde umgekehrt und nach Hause gefahren. Unbewundert, ja unbemerkt huschte jetzt das strahlende Waldmärchen an den Kindergesichtern vorüber.

Sie sahen nichts mehr, sie steckten die Köpfe zusammen und kombinirten, was es mit Onkel Jakobs wiederholtem Besuch für eine Bewandniß habe.

„Ich hab's," rief Heinrich, „unser Sultan gefiel ihm neulich so gut, daß er ihn kaufen wollte. Es hat ihm keine Ruhe gelassen. Gewiß ist er gekommen, um ihn Papa abzukaufen."

„Nein, nein, das kann nicht sein," jammerte Emmi, und die schnell bereiten Thränen standen ihr schon in den Augen, „Sultan kann Papa nicht verkaufen." Emmi wischte sich mit dem wollenen Handschuh die Augen, ihr war eine andere Erklärung eingefallen. „Vielleicht hat Onkel Jakob gehört, daß die alte Anne gestorben ist, und er ist gekommen — um — um —

„Nun, um?" fragte Marianne lächelnd, „so sage doch warum?"

Aber Emmi wußte selbst nicht, was sie eigentlich gemeint hatte. Sie war nur instinktmäßig dem Gefühl gefolgt, daß zwei so wichtige Ereignisse in kurzer Zeit in Zusammenhang stehen müßten.

Die Kinder lachten laut über Emmi's Vermuthung und stellten ihrerseits nicht weniger abenteuerliche Erklärungen auf, die aber alle des befriedigendenden Momentes entbehrten. Den Höhepunkt erreichte die neugierige Spannung der Kinder, als beim Mittagstische,

wie ein Blitz aus heiterem Himmel, ein Ton, wie beim Oeffnen einer Champagnerflasche, erklang.

Alle Köpfe drehten sich wie elektrisirt zu Peter, der richtig den schäumenden Freudentrank in Mama's und und darauf in Onkel Jakobs Glas einschenkte, daß für die ganze Tafelrunde die Pokale schon beim Tischdecken aufgestellt waren, hatte die unausgesetzt plappernde kleine Gesellschaft nicht bemerkt.

Heinrich konnte sich nicht enthalten, seiner freudigen Erregung Luft zu machen: „Champagner, Hurrah!"

Alles sah sich verdutzt an. Was hatte nun wieder dieses Wunderbarste des Wunderbaren zu bedeuten? Marianne hatte den Mund schon geöffnet, um an Adele eine Frage zu richten, die mit glühendrothem Gesicht und niedergeschlagenen Augen neben ihr saß, da schlug Jemand an's Glas, Papa stand auf und erhob seine Stimme: „Adele und Onkel Jakob leben hoch! Fix, Kinder, stimmt ein und verwundert Euch nachher." Nun fiel alles mit jauchzendem Hurrah ein. Adele hatte sich erhoben und war von Onkel Jakob zu Mama geführt, der sie beide die Hände küßten.

Nun wurden sie in einen unentwirrbaren Knäul verwickelt.

„Ist es wahr? — Ist es denn möglich? — Seit wann? — Warum? — Woher?" Keiner bedachte ordentlich seine Fragen; sie stiegen unkontrollirt auf die Zunge und man erwartete auch kaum eine Antwort. Der ungewohnte Lärm scheuchte auch Fritzchen und Louischen von ihrem „Bildergucken" auf. Sie kamen gelaufen und riefen: „Was ist da? Was ist da?"

Emmi erklärte mit wichtiger Miene: „Onkel Jakob ist Adelens Bräutigam." „Was ist ein Bräutigam?"

fragte Fritz. „Er wird sie heirathen." Was ist heirathen? „Ach geh', das kann ich Euch jetzt nicht erklären, kommt nur jetzt und gratulirt ihnen."

Die Kleinen bekamen Weingläser in die Hand und Louischen rief:

„Ich gratulile." Adele nahm die Kleine auf den Arm und herzte sie und versteckte ihr erröthendes Gesicht hinter dem blonden Lockenköpfchen — ihr selbst erschien es noch immer so sonderbar, fast unglaublich, daß sie eine Braut sein sollte und des guten Onkels Jakobs Braut.

Daß sie doch innerlich glücklich und dankbar war, über den Wechsel ihres Geschickes, das bewies ein Brief den sie denselben Abend, als Alles zur Ruhe gegangen war, an ihre Schwester schrieb. Er wurde sehr lang und wir wollen ein wenig indiscret sein und ein Stückchen daraus lesen:

„..... Aus alledem siehst Du, mein Herzchen, wie unaussprechlich viel Ursache ich habe dankbar und froh zu sein. Der einzige Schatten den dieses mein schönes Glück zu werfen im Stande ist, ist der, daß ich dieses liebe Haus verlassen muß und alle die Fäden wieder zerreißen die mein Herz hier binden. Ich habe aber gleich gesagt, daß ich mein Jahr hier bleibe. Ich will meine Arbeit nicht so rasch wieder abbrechen. Und ich will auch selbst ein wenig älter werden, um mich dieses Mannes ein ganz klein wenig würdiger zu fühlen. . . . .

Meine gütige Frau von Eichwald hat mir versprochen, mich auf alle meine Fehler aufmerksam zu machen, sie hat ja auch ein Interesse dabei, daß ihr Vetter eine weniger kindische, sorglose, pflichtvergessene und ach wo soll ich aufhören — Frau bekommt! Frau!

— Also nun habe ich es zum ersten Mal hingeschrieben dieses Wort, das mir im Grunde recht bange macht. Daß Du aber, mein Herz, nun zu mir kommen wirst, ist fast das Schönste an der ganzen Geschichte. Ach nein, das Schönste doch wohl nicht, das Allerschönste ist doch, daß Onkel Jakob ein solcher Prachtmensch ist. Wie wird er gut gegen Dich sein, ein wirklicher Vater, das wirst Du sehen. Ob wir mit den Tanten, von denen ich Dir früher geschrieben, zusammen leben werden weiß ich noch nicht, ich habe noch nicht den Muth, ihn darnach zu fragen und das feste Vertrauen, daß er Alles gut und heilsam einrichten und mir das Leben nie zu schwer, viel eher tausend Mal zu leicht machen wird. — Schade, daß Du das Erstaunen, ja fast Entsetzen der Kinder nicht gesehen hast, als sie es heute erfuhren; ich komme ihnen jetzt so überaus wichtig vor; sie umgeben mich fortwährend mit den zartesten Aufmerksamkeiten; es ist ihnen so hochinteressant ein Brautpaar im Hause zu haben und vollends, daß die Braut bisher zu ihnen gehörte und auch jetzt noch meistentheils im Schulzimmer residiren wird. . . . ."

Zur selben Zeit saß Onkel Jakob im Gastzimmer und schrieb den beiden Tanten, mit denen er zusammenlebte. Julchen war wieder in ihr Stift eingetreten und der wollte er von Hause schreiben, da ein Brief, der vor ihren Augen Gnade finden sollte, sehr geschniegelt und gebügelt sein mußte. Heute konnte er nur so von der Leber weg schreiben und das durfte er sich seinen beiden eigenen Haustanten gegenüber in des Wortes verwegenster Bedeutung erlauben:

Herzenstanten! Euer langgehegter und von mir oft mit rechter Wildheit abgewiesener Wunsch hat sich

nun doch erfüllt. Ich bin Bräutigam! Ihr werdet wohl fast wissen wer mein Bräutchen ist! Ist sie nicht ein gutes, herziges Mädchen, daß sie mich alten Brummbären nehmen will? Ich hätte wohl nie den Muth gehabt — dafür seid Ihr meine Zeugen, in meinen Jahren und meiner, wie man sagt, weidlich ausgebildeten Altjunggesellenschaft um solch ein Gut zu ringen, wenn unsere liebe Marie Eichwald mir nicht Courage zugeredet hätte! — Von der Zukunft ist noch nicht die Rede, und ich merke aus Allem, daß ich noch werben muß, bis ich mein Frauchen heimbringen darf. Sie will nichts davon hören so bald mein vierzigjähriges Warten zu belohnen, sie will noch bei ihren Schülerinnen gewisse Aufgaben erfüllen ꝛc. Lauter Lari-fari, was brauchen Frauenzimmerchen so viel zu lehren und zu lernen. Hierin ist Marie Eichwald auch etwas albern, sie befürwortet meine darauf zielenden Andeutungen nicht im Geringsten. Ueberhaupt stellt die ganze Familie sich so an, als hätten sie Alle noch ein Recht an mein Bräutchen; ist das nicht zum Mindesten unleidlich. Aber Alles nimmt man gerne hin, wenn einem eine solch süße Belohnung bevorsteht, und sollte man noch einmal vierzig Jahre warten. Tante Friederike wird es freuen, daß meine Adele unser Heimathländchen auch schon liebgewonnen, das erkennt man aus Allem und sie wird zweifelsohne ein mustergültiges livländisches Hausmütterchen werden, trotz ihrer ausländischen Aussprache. Alles echt und gutlivländische versteht und liebt sie und wird sich's aneignen. Alles was mir an meinen lieben Landsmänninnen weniger zusagt, das fehlt ihr eben, weil sie keine derselben ist, und das ist doch für mich

gerade auch kein Schade. Begreifen meine lieben Tanten, daß überglücklich Euch Gutenacht sagt

Euer alter, wieder junggewordener
Neffe.

Aber noch ein Brief kam heute Abend zu Stande. Heinrich schrieb seinem Freunde, Vetter John:

Und nun das Neueste vom Jahr
Wir haben hier ein Brautpaar.
Onkel Jakob hat gehäkelt
Fräulein Adele hat nicht gemäkelt,
Onkel Jakob hat gestrikt
Fräulein Adele hat genickt.
Zu Mittag wurde Champagner getrunken
Und ein vierstimmig Hoch gesungen.
Nun lebewohl, mein treuer Mann,
Komm bald und sieh Dir's selber an.

Kapitel XIV.

Bei den Großeltern.

Die Großeltern väterlicherseits der Eichwaldschen Kinder, die sonst fast beständig im Auslande lebten, brachten diesen Winter ausnahmsweise im Lande zu und hatten die ganze Familie zum Weihnachtsfeste auf ihr schönes Gut eingeladen. Die Eltern aber, die am Weihnachtsbaum die beiden Jüngsten nicht missen wollten, eine Winterreise für sie aber fürchteten, beschlossen am Tage vor dem Sylvesterabend mit den Größeren dem Wunsch der Großeltern nachzukommen. Die Kleinen blieben unter Herrn Wolf's Oberaufsicht daheim, Adele fuhr zu den Tanten ihres Zukünftigen. Auf diese Weise trennte sich der ganze Familienkreis, in der frohen Gewißheit, bald unter dem heimathlichen Dache wieder vereint zu werden, um nach so langer Unterbrechung sich dem lieben, regelmäßigen Arbeitsleben wieder hinzugeben.

Emmi, die zum erstenmal auf einer solchen Winterreise mitgenommen werden sollte, packte schon seit Weihnachten ihre Puppen alle Tage zweimal ein und zweimal aus. Sie beabsichtigte, drei Betten, zwei Kommoden und, nicht zu vergessen, ihre sechs Puppen mitzunehmen, und fühlte sich am Vorabend der Reise bitter enttäuscht, als Mama ihr eröffnete, daß sie nur zwei Puppen mitnehmen dürfe, und zwar auf ihrem eigenen Schooße.

Am Morgen des Reisetages stand man früh bei

Licht auf, da die Abfahrt auf acht Uhr angesetzt war. Das schönste Wetter schien die Fahrt begünstigen zu wollen. Rosenroth ging die winterkalte Sonne über dem Walde auf, als die Schlitten heranklingelten. Alles, was an Wärmungsstoffen vorhanden war, wurde an- und umgelegt; in den Kutschschlitten, der mit drei Pferden lang bespannt war, setzten sich Mama, Marianne, Emmi und Emil. Im finnischen Schlitten, den zwei muntere Pferde zogen, saßen Papa, Anna und Heinrich steif eingepackt, daß sie sich kaum rühren konnten, da man bei 15 Grad Kälte eine 8stündige Reise vorhatte. Als die Einpökelung mit Kissen, Fußsäcken und Pelzdecken geschehen und die ungeduldigen Pferde zu klingeln anhuben, sah Mama noch einmal hinauf, wo zwei blonde Kinderköpfchen sich an das Fenster drängten, überragt von einem bärtigen, kohlschwarzen Gesicht, das verständnißinnig der besorgten Mutter zunickte.

Wohl wußte Frau von Eichwald, daß unter der Obhut dieses treuen Freundes, die Kleinen gut aufgehoben wären.

Die Fahrt war eine sehr kalte. Herrn von Eichwalds Schnurrbart fror an seinen Pelz an; Aller Hände und Füße waren erstarrt. Alles sah sehnsuchtsvoll nach dem Rauch, der aus dem Schornstein eines Kruges kerzengrade in die Höhe stieg. Dort wurde Halt gemacht, um etwas Wärme einzunehmen. Man gruppirte sich um einen riesigen, heizenden Backofen. Gekochte Milch wurde bestellt und Bier hineingegossen und das so heiß wie möglich getrunken. Man trampelte von einem Fuß auf den anderen, man schlug die Arme über die Brust zusammen. Die Knaben fingen an sich zu balgen, die Mädchen machten Zimmergymnastik, kurz,

man geberdete sich wie im Tollhause, und die kleinen flachshaarigen Krügerskinder standen mit offenem Munde und weitaufgerissenen, erstaunten Augen und konnten sich keinen Vers machen aus dem merkwürdigen Betragen der „Deutschen".

Horch! da ertönte eine wohlbekannte Stimme, es war kein Bettlerkind, in der eintönigen Weise wie es sich sonst in den drei Noten stundenlang hin und her bewegt; Trulli-Jahn, jubelte Heinrich und alle Kinder stürmten ihm nach, um den allgemeinen Liebling zu finden; der Sänger, ein halbnärrischer Bettler, hatte sich vor den „Herrschaften" in dem mit dem Kruge zusammenhängenden Schuppen geflüchtet und ließ von dort sein allbekanntes „Wir winden Dir den Jungfernkranz u. s. w. mit dem selbstgedichteten Refrain: „Jubidanz, Jubidanz," in zitternden Nasentönen erschallen. Die Kinder entdeckten ihn hinter der Schuppenthür, den Oberkörper bloß in ein unsäglich grobes Leinhemd gekleidet, dessen langer Schlitz die knochige Brust der grimmigen Kälte preis gab. Als man ihn hereingerufen, fing er an sich unaufhörlich zu verbeugen, tief bis zur Erde, aber als wenn ihm seine große Unterthänigkeit dennoch gereute, stellte er sich beim jedesmaligen Verneigen, als habe er etwas auf dem sehr wenig sauberen Fußboden zu suchen; das sich hartnäckig den Augen der Umstehenden zu verbergen wußte. „Was kratzt Du denn da auf der Diele," fragte Heinrich ihn. „Herr General wissen ja schon," war die verlegene Antwort, bei der er sich den struppigen Kopf mit allen fünf Fingern kratzte, „ach, Herr General, ich bringe ihnen im Sommer hundert und elf Krebse, wenn sie mir einen Kamm schenken können; ich singe schon so viele Jahre

den Leuten auf estnisch, deutsch, lettisch, russisch und französisch so schöne lange Lieder vor, auch geben sie mir immer so furchtbar viel Geld und Gold und Silber, aber Niemand schenkt mir einen Kamm."

Dieser Herzenswunsch konnte dem armen Alten gewährt werden, wofür er zum Dank auch die Melodie „Zum Jungfernkranz" ein vollständig unverständliches Lied mit theatralischem Pathos vortrug, wo man allerdings Worte aus den fünf Sprachen erkennen konnte. Trulle-Jahn war eine problematische Persönlichkeit; alles kannte ihn zwischen Reval, Dorpat und Riga, aber Niemand wußte wo er herkam, welche seine eigentliche Muttersprache und was sein Schicksal gewesen sei. Trotz seiner drolligen Antworten und seines schelmisch, fröhlichen Lächelns, war sein Anblick ein höchst wehmüthig stimmender. Anna konnte ihn den ganzen Tag nicht vergessen; das arme, alte von allen gehänselte Menschenkind, das auch nicht zu Gottes Ebenbild geschaffen worden und vielleicht durch irgend ein widerwärtiges Erdenloos zu den halbthierischen Wesen herabgewürdigt sein konnte — ohne Schuld — vielleicht auch mit Schuld, aber immer sehr, sehr bedauernswerth.

Die Reste des Speispaudels wurden zum Abschied Trullijahn übergeben, und man stieg wieder in die Schlitten. Der schönste Theil der Reise, ein stundenlanger Waldweg stand noch bevor. Alles freute sich auf diese Strecke, erstens weil es die letzte vor dem Ziele war und zweitens, weil eine Schlittenfahrt bei Mondschein durch einen hohen, aus Nadel- und Laubholz bestehenden Wald, einen unwiderstehlichen, unbeschreiblichen Reiz ausübt. Wer so dahin gleitet, lautlos auf der weichen glatten Bahn, wenn die Tannen

wie gespenstige Riesenschatten vorüberhuschen, der lebt in ungekannter Märchenwelt. Und wenn eine kleine Lichtung kommt und man einen Augenblick tiefer hineinsehen kann, in dies geheimnißvolle Laboratorium der Mondesstrahlen, die in silberweiß die kleinen Tannenkinder kleiden, daß sie wie nebelhafter Elfenreigen daher und vorbei fliegen — was gilt's mein junger Leser, du giebst eine Winterfahrt bei Mondschein nicht hin, für alle Berge der Schweiz und den blauen Himmel Italiens.

Endlich um sieben Uhr Abends, nachdem man noch einmal angehalten, um sich zu wärmen und Pferde zu wechseln, bog man um den wohlbekannten scharfen Winkel beim Pielbeerbaum und da strahlte auch schon das stattliche Herrenhaus des großväterlichen Gutes, am Ende der durch das Wäldchen gehauenen Lichtung. Wie ein elektrischer Schlag schien der gastlich winkende Lichtschein auf die Pferdchen einzuwirken. Sie trabten noch einmal so freudig aus und in fünf Minuten war die Werst zurückgelegt.

Im erleuchteten, geräumigen Vorhause wurden Eltern und Kinder von den Dienern und Fräulein Hahn, der kugelrunden Gesellschafterin der Großeltern aus ihren Hüllen geschält und trotz der Erstarrung der Gliedmaßen, strömte das Blut rasch durch die Adern und die Herzen der Kinder klopften bänglich. Der Augenblick kam heran, wo sie vor den strengen Großpapa treten sollten, vor dessen prüfenden, fragenden Blicken sie seit dem vor Jahren erfolgten Besuch ein geheimes Grauen nachbehalten hatten.

„Emmi und Emil gehen ahnungslos in die Löwengrube," flüsterte Heinrich Marianne in's Ohr. „Auch

sie werden nicht ungestraft unter den hiesigen Palmen gewandert sein", antwortete Marianne ebenso. Sieh nur wie naiv Emil sich auf den Sessel setzt und Großpapas Kammerdiener seine Stiefel zum Ausziehen hinstreckt! Donnerwetter! Wenn Großpapa in diesem Augenblick hereinträte." Und Heinrich schüttelte sich vor Grauen.

Marianne flüsterte etwas schadenfroh. „Und sieh Emmi, wahrhaftig sie macht Anstalten hineinzustürzen, wahrscheinlich Großpapa an den Hals, wie wirs mit dem lieben andern Großpapa thaten."

Emmi war zuerst fertig geworden und beabsichtigte wirklich soeben, unbemerkt von den Eltern, in die erste beste halboffene Thür einzutreten, als sie vor der unerwarteten Erscheinung einer imposanten, hohen Greisengestalt scheu zurückprallte. Nun flog Mama dem Vater ans Herz, der sie warm in die Arme schloß und auch den Sohn herzlich begrüßte; aber dennoch fuhr es den Kindern in die Glieder wie ein Zittern, und nicht einmal Emmi und Emil blieben fest und harmlos in der Gegenwart und unter den großen, hellen Augen dieses erhabenen Greises. Wie anders war es, als endlich Großmama hinzutrat, so lebhaft und freundlich, die Kinder unverzüglich an den gedeckten Theetisch rief und ihnen recommandirte, sich tüchtig satt zu essen. „Wie soll man das unter Großpapas Augen?" dachte Heinrich und suchte sich in aller Geschwindigkeit einen Platz auf, wo ein eleganter Tafelaufsatz ihn vor den Blicken des Großvaters sicher stellen mußte. Aber oh weh! Diese Schlauheit kam dem Aermsten nicht aus: wie die Posaune des jüngsten Gerichts, erweckte ihn des Hausherrn Stimme, der man es anhörte, daß ihr noch nie wider-

sprochen worden, aus seinen glücklichen Träumen von „tüchtig einhauen". — Vielleicht hatte er auch gehofft seiner Schwester Marianne, die stets die treue Bewahrerin seiner Herzensergüsse war, während der Mahlzeit seine Bemerkungen zuraunen zu können! „Mein ältester Großsohn Heinrich setze Dich mal mir gegenüber, ich will Dich zuerst kennen lernen", und er wies ihm den Platz neben dem Papa an. Der arme Junge, der sich über alles Unbequeme und Beengende, dessen er sich in der Gegenwart des gefürchteten Großvaters gewärtigen mußte, mit dem einzigen, aber köstlichen Trost der hochfeinen Küche des großelterlichen Hauses hinweggesetzt hatte und der mit den Genüssen des Gaumens keinen Spaß verstand, mußte heute wirklich nur zum Spaß essen; denn von den bescheidenen Portionen, die er sich vorzulegen wagte, brachte er mit Noth und Mühe ein Geringes herunter; die Bissen, so köstlich sie schmeckten, sie blieben ihm im Halse stecken! Und nun, wer sagte ihm, daß er nicht an jedem Frühstück, Mittag und Abendessen, dem Großpapn gegenüber sitzen würde, der ihn vielleicht recht gründlich aus- und inwendig kennen lernen wollte? Emmi und Emil sahen ihn mit einem Ausdruck ihrer Gesichter an, als beneideten sie ihn um die Ehre, so hoch oben zu sitzen. Auf Mariannens Zügen, die ihn wohl allein ganz verstehen konnte, las er die unverhohlenste Schadenfreude. Papa fragte ihn fortwährend, warum er sich so wenig vornehme? Hätte er aber Mamas Augen sehen können, er hätte mitleidiges Verständniß gefunden. Sie wußte nur zu gut, wie die Jugend sich an dieser Tafel unter dem Bannstrahl fühlte. Hatte sie es doch selbst noch vor nicht gar zu langer Zeit durchgekostet!

Als endlich die Erlösungsstunde schlug, begaben sich Großeltern und Eltern in den Salon, die Kinder traten eine, während des Abendessens geplante Entdeckungsreise unter Fräulein Hahn's Anführung, durch die weitläufigen Räume des großen Hauses an. Fräulein Hahn, die bei Tisch ebenso stumm dagesessen wie sie, fühlte sich nun kaum weniger erleichtert. Sie hatte sich im Stillen die Kinder genau angesehen, denn sie war die hingebenste Kinderfreundin. Dabei war ihr nicht entgangen, daß Heinrich die Speisen kaum angerührt; daß erschien ihr minder unerklärlich als unnatürlich und nach Tisch nahm sie ihn kurzweg bei Seite, schob ihn in eine Ecke und traktirte ihn nochmals mit den vorhin verschmähten Delikatessen. Wie schmeckte das dem Burschen in dem dämmrigen Winkel, wo er weder von den Geschwistern, noch vor allem, von den Dienern gesehen wurde.

„Warte, mein Junge, ich will Dich hier schon füttern," sagte sie, mit verheißungsvollem Augenzwinkern, „komm nur in mein Zimmer, wenn Du hungrig bist, und sag's Deinen Geschwistern auch."

Trotz der vielen Jahre, die Fräulein Hahn bereits in diesem Hause verlebt, hatte sie sich dennoch nicht ganz an die vornehme Steifheit dieser Mittagstafeln gewöhnen können, und konnte sich in jeden hinein versetzen, der anfangs davon zurückgestoßen wurde. Aber andererseits kannte sie auch den Hausherrn lange genug, um zu wissen, wie liebreich und menschenfreundlich das Herz unter dieser schroffen, steifen Hülle schlug. Daher nahm sie auch die erste Gelegenheit wahr, um den Kindern ihre thörichte Furcht auszureden.

„Seht, lieben Kinder," sagte sie, „es sind drei Dinge, die ihr beobachten müßt, wenn ihr hier seid, und gut beim Großpapa angeschrieben sein wollt. Erstens beobachtet alle Tischregeln haarklein."

„Was sind Tischregeln?" fragte Emil, im höchsten Grade beunruhigt durch diesen ihm so gar fremden Ausdruck.

„Zum Beispiel beim Fisch nicht das Messer gebrauchen; kein Brot zwischen den Speisen in den Mund schieben; nicht mit Tellern und Löffeln klappern u. s. w. Lauter Dinge, die Euch zu Hause schon, wie ich vermuthe, eingeschärft wurden, nicht wahr?"

„Das wohl," meinte Emil, „aber bitte nennen Sie uns alle, damit wir nicht doch, gegen die eine oder die andere noch verstoßen."

„Ach," sagte Marianne, „ich werde mich nur im Geist Tante Julchen aus dem Stift gegenüber versetzen, und dann weiß ich schon was ich zu thun habe."

„Jawohl," rief Emmi, „Mama sagte mir auch schon, daß man hier immer so furchtbar reinlich sein muß, und daß Großmama immer unsere Nägel untersuchen wird, und unsere Ohren. Ich werde auch meinen Löffel ganz rein lecken und meinen Teller auch, daß man sie ungewaschen in den Schrank stellen könnte. Das kann man auch ganz leicht, denn hier schmeckt Alles so herrlich."

Alle lachten. „Das laß nur lieber bleiben," befahl Marianne, „sitz Du nur immer neben Anna und mach' es genau Alles nach, was sie thut. Sie ist ja immer vollkommen."

Heinrich bat: „Engels-Fräulein Hahnchen, könnten Sie uns nicht ein Memorandum aufschreiben, mit allen

Tischregeln Großpapa's, dann lernen wir es auswendig und üben uns bei ihnen in der Handkammer, sie einzuhalten."

„Nun meinetwegen", erwiederte die gute Dame, „ich will versuchen, sie regelrecht aufzusetzen."

„Aber was waren die beiden anderen Dinge, die Großpapa verlangt?" fragte Marianne mit einem Seufzer, „damit man in Gnaden bei ihm stehe?"

„Das zweite ist Schweigsamkeit", erwiederte Fräulein Hahn, „macht, daß man Eure Stimmen nie im Hause vernehme."

Ein jammervoller Stoßseufzer entrang sich allen Kinderkehlen.

„Aber wenn Großpapa frägt, soll man dann auch nicht sprechen? „Das ist ja herrlich, wenn man nicht zu antworten braucht", jubelte Emmi und klatschte in die Hände, stolz darauf, eine so glänzende „gute Seite" dem schlimmen Dinge abgewonnen zu haben.

„Oh ja, mein armes Kind", antwortete Fräulein Hahn, „wenn er fragt, muß man antworten, und zwar sehr deutlich, und bei Leibe nicht mit ja oder nein, sondern immer mit einem ordentlichen Satz".

„Ach wie schrecklich! In einem ordentlichen Satz", wehklagte Emmi.

„Und immer in einem geistreichen", neckte Heinrich.

„Und das dritte Ding?" drängte Marianne, die wenigstens alle die entsetzlichen Wahrheiten auf einmal vernehmen wollte.

„Das Dritte ist das Schwerste für neugierige Kinder: Rührt nie die schönen Bildermappen und Bücher an. Das kann der Großpapa durchaus nicht leiden."

„Oh Jammer, oh Noth", rief nun auch Anna, die bisher mit der stoischen Gleichgiltigkeit einer sechszehnjährigen die ersten Bedingungen als kinderleicht zu erfüllen, aufgenommen hatte. „Ja, das ist freilich schwer."

„Aber", beschwichtigte Fräulein Hahn, „dann werdet Ihr auch sehen, wie schön es hier sein kann, und wie die gute Großmama für Euch gesorgt hat! Kommt nun mit in die Schafferei, ich werde die Papiere von den Kuchen und Süßigkeiten abnehmen. Und heute Abend trinken wir Punsch, denn es ist ja Sylvester".

„Werden wir den Punsch in Großpapas Gegenwart trinken?" fragte Marianne enttäuscht.

„Nein, nein, er sagte mir ich solle Euch in mein Zimmer hinunter nehmen, damit Ihr nach Herzenslust fröhlich sein könnt, und die Eltern und Großeltern in einem Geschäft nicht gestört würden, das sie zusammen abzumachen haben."

In den unteren Räumen, wo Fräulein Hahn's Stube lag, benutzten die Kinder weidlich die Erlaubniß, ihren etwas beklemmten Lungen Luft zu machen.

„Bitte hier herein", rief Fräulein Hahn der den weiten erleuchteten Korridor entlang stürmenden wilden Jagd zu, ihre Zimmerthür öffnend, wo eine Lampe auf rundem von Stühlen umgebenen Tisch zu heiterer Tafelrunde gemüthlich einlud. Dem Kanarienvogel auf dem Fensterbrett war die Erleuchtung um diese Tageszeit und der tolle Lärm in diesem stillen Zimmerchen ein so überraschendes Ding, daß er plötzlich laut zu schmettern begann.

Vogel und Kinder führten nun gemeinschaftlich

einen Höllenspectakel auf, daß es sogar für die menschenfreundlichen Ohren Fräulein Hahn's zu viel wurde.

Nun ward nach Zinn geschrieen und in einem Nu war der ganze Schwarm in der Küche, wo Glück gegossen werden sollte.

Fräulein Hahn verstand die geheimnißvolle Kunst, aus der Form des „Zinnglücks" Jedem sein künftiges Geschick herauszudeuten. Als sie dem einen viel Geld, dem anderen eine Reise, dem Dritten einen angenehmen Brief ꝛc. geweissagt und Alle entzückt hatte, in der Aussicht auf das Willkommene, das das neue Jahr in seinem dunklen Schooße barg, zog man wieder in ihr trauliches Gemach, wo nunmehr um Punsch und Naschwerk ein fröhliches Gelage stattfand.

Eben war der Tumult auf dem Höhepunkt angelangt, die Kinder waren sich ein wenig in die Haare gerathen: es fehlte ein Haarbreit, und Heinrich hätte die Grenzen der Courtoisie dem weiblichen Theil der Gesellschaft gegenüber überschritten, Marianne hatte sofort für ihn Partei ergriffen; Emmi spielte ihre gewohnte Hackenbeißerrolle; Emil warf sich als Ritter der Damen in die Brust; Anna rief vergebens, man möchte etwas leiser sein, dieser Lärm würde bestimmt oben vernommen werden — da pochte es an die Thür — wie auf einen elektrischen Schlag war Alles still. —

„Großpapa?" fragte Heinrich mit halbtodter Stimme und flehender Miene zu Fräulein Hahn gewandt.

Auf dies Wort die Antwort nicht abwartend, kroch Emmi in Windeseile unter Fräulein Hahn's Bett, Emil und Marianne schickten sich an, diesem tapfern Beispiel zu folgen, Anna starrte sprachlos zur Thür, und sogar Fräulein Hahn strich sich etwas verwirrt über das Haar.

Da öffnete sich die Thür und — Mama erschien, die engelsgute, erlösende Mama! Alles athmete erleichtert auf, Alles umringte sie, theils aus Zärtlichkeit gegen sie selbst, theils aus Dankbarkeit, daß sie nicht Großpapa gewesen sei.

„Wißt ihr, was ich euch erzählen will?" sagte Mama, mit dem bekannten vielversprechenden Tonfall, „Großpapa hat die Tannensee'schen auch eingeladen; sie kommen noch heute Abend. Fräulein Hahn, mein Vater läßt Sie bitten, die Zimmer fertig einrichten zulassen. Er bekam soeben die Nachricht, daß Alle kommen."

„Hurrah! vier Kinder dazu," jauchzte Marianne.

„Und was für Kernjungens," jubelte Heinrich. „Schock schwere Noth! Emmi, kriech' schnell wieder unter's Bett. Ui, die Vettern sind böse!"

Emmi machte ein sehr verdutztes Gesicht und schien wirklich nicht übel Lust zu haben, auf der Stelle wieder diesen, ihr sehr sicher scheinenden Zufluchtsort aufzusuchen.

„Sei ruhig, Emmichen," beschwichtigte Fräulein Hahn, „und übrigens sind die Tannensee'schen Knaben höchst zartfühlend gegen kleine Mädchen, fast mehr, als ein gewisser junger Herr, den ich nicht nennen will."

Heinrich schluckte tapfer die Pille hinunter. Diesem gutmüthigen Fräulein Hahn konnte man nichts übelnehmen.

„Aber nun an's Werk!" sagte diese, „lebt wohl, liebe Gesellschaft, ich stelle Euch mein Zimmer zur Verfügung, muß aber selber gehn, die Gastzimmer einzurichten."

Sie bewaffnete sich mit einem riesigen Schlüsselbunde und rief den Korridor hinunter: „Jula, Mina, Anno!“ Ihre drei Trabantinnen, die sie „von der Pike auf“ zu den begehrtesten Stubenmädchen erzog.

Fräulein Hahn's größte Freude war, wenn sie Gäste erwarten und die Gastzimmer arrangiren konnte, und besonders genußreich war es ihr, wenn sie es sehr eilig hatte, und ihre Ehre hineinsetzen konnte, in unglaublich kurzer Zeit, die Zimmer so wohnlich und gemüthlich zu ordnen, wie nur sie es verstand, und zugleich eine wahrhaft königliche Bewirthung vorzubereiten.

Mama begab sich, nachdem sie alle Kinder abgeküßt hatte, wieder hinauf zu den „Großen“. Die Kinder baten Fräulein Hahn, helfen zu dürfen. Das wurde gnädigst gestattet, obgleich es dem rührigen Hausgeiste kein geringes Opfer kostete, nicht überall selbst die letzte Hand anzulegen.

Um zehn Uhr waren die Gastzimmer bereit, erleuchtet, mit Eau de Lavende geräuchert und richtig, da konnte man auch schon zwei vollbepackte Schlitten im Mondschein herangleiten sehen.

Die Tannensee'sche Familie bestand aus einer Mutter und vier Kindern. Sie lebten in der Nachbarschaft der Großeltern, besuchten sie öfters und litten infolgedessen etwas weniger unter dem Respect vor derselben. Weit davon entfernt sich natürlich zu geben und sich zu Hause zu fühlen, hatten sie in der Gegenwart des Großvaters doch etwas mehr Muth und Sicherheit, als die Eichwald'schen Kinder; theilweise konnte man es auch ihrer angeborenen Dreistigkeit zuschreiben.

Da es schon ziemlich spät war, als sie anlangten,

das von neuem aufgetragene Abendessen eine Stunde in Anspruch nahm, fanden die Kinder keine Zeit mehr, die drei Jahre unterbrochene Bekanntschaft zu erneuern. Sie benahmen sich etwas steif einander gegenüber und fanden am ersten Abend keinen Berührungspunkt, der eine Annäherung vermittelt hätte. John und Axel, die fünfzehn und elf Jahr alt waren, schienen nahezu unbändig zu sein, und die vierzehnjährige Marie schien die große Dame Marianne gegenüber spielen zu wollen, wodurch letztere sich nicht wenig gekränkt fühlte.

„Schade, schade, daß sie gekommen sind, es wäre viel angenehmer mit Ihnen allein," sagte Marianne beim Schlafengehen zu Fräulein Hahn, ich lieb Sie vieltausend mal mehr, als die fremden Kinder," Emmi allein war ganz befriedigt, die kleine Agate war von ihrem Alter, und ihre neue Weihnachtspuppe war das Band zwischen den neuen Freundinnen.

Sehr bald wurden nun die Kleinen und dann die Großen auseinander getrieben, es war fast zwölf Uhr und Großpapa befahl Ruhe im Hause. Den Schlag zwölf erwarteten Eichwald's mit ihren Kindern in ihren Gemächern, um mitsamen das neue Jahr zu begrüßen und gemeinschaftlich dem Geber alles Guten für alle Segnungen des vergangenen zu danken.

Kapitel XV.

Großpapa's Bibliothek.

Die Neujahrssonne schien alle ihre Pracht entfalten zu wollen, als sie den mit glücklichen Kindergesichtern reich besetzten Kaffeetisch des Großpapa mit ihren ersten Strahlen erhellte. Es war ein köstliches Neujahrswetter, mit Millionen in der Luft herumfliegenden Diamanten.

Alles saß still, erwartungsvoll, denn es nahte der Augenblick, wo der Großvater aus seinem Schlafzimmer kommen konnte, und die Kinder hatten sich, Jedes für sich, fest vorgenommen, sich exemplarisch ruhig und gemessen nach des Hausherrn Wunsch zu benehmen. War es das gemeinsame in der unüberwindlichen Scheu vor dem alten Herrn, war es die Nacht, die sie unter demselben Dache geschlafen, war es der allgemeine menschliche Geselligkeitstrieb, kurz die Kinder traten heute Morgen mit ganz anderen Gefühlen an einander heran, als es gestern Abend der Fall gewesen, die fremden Jungen betrugen sich gesetzt und fast höflich und schienen nicht ausschließlich das Necken und Quälen ihrer Nebenmenschen im Sinne zu haben. Marie konnte auch über andere Dinge sprechen, als Toiletten. Die beiden kleinen Mädchen hatten sich schon im négligé, indem gestern Abend zwischen elf und zwölf schleunigst eingerichteten Puppenzimmer auf dem großen Eckdivan gefunden. Die Eichwald'schen Kinder fanden ohne Ausnahme

Gefallen an den Verwandten und fühlten nicht mehr das Bedürfniß, in Fräulein Hahn's Stübchen zu flüchten, um „dieser einzig fühlenden Brust" ihr Herz auszuschütten, wie gestern Abend.

Mit unhörbarer Stimme unterredeten sie sich, was sie heute vornehmen sollten. Daß des Großvaters Stall u. s. w. ihnen zu Gebote stand, das wußten sie; außer des Großvaters Hörweite erfreute man sich ja der ungebundensten Freiheit. Jetzt ging die Thür zu den privaten großväterlichen Gemächern auf und Friedrich, der alte Kammerdiener kam mühsam auf die Fußspitzen tänzelnd herein und kündete das Aufstehen seines Herrn an.

„Friedrich, ist gutes Wetter heute?" fragte John.

„Nu, nu, Jungherrchen", sagte der Alte mit wichtigem Kopfschütteln, „draußen Sonnenschein, drinnen Gewitterwolken." Und er deutete mit dem Daumen zur Schlafzimmerthür.

„Oh weh!" rief Marie, „was fangen wir an? Kommt Kinder, wollen wir weglaufen?"

„Nu, Fräuleinchen, das geht nicht, das liebt der Graf am allerwenigsten, nur hübsch still sitzen und dumme Gesichter schneiden."

Nun ertönten langsame, schlürfende Schritte und hereintrat die gebieterische Gestalt, im weiten, türkischen Schlafrock gehüllt, mit dem zwei Ellen langen Pfeifenrohr in der Linken und dem Schlüsselbund in der Rechten.

Die Kinder erhoben sich wie auf einem Zauberschlag und näherten sich in langer Reihe zum Morgenhandkuß. Anna wagte sogar scheu und erröthend einen Neujahrsglückwunsch hinzuzufügen, aber in solchem Flüsterton,

daß der Großpapa „Wie?" fragte und die Unglückliche ihn wiederholen mußte. Das forschend auf sie gerichtete Auge des alten Herrn, die Stille ringsum, die kritisirenden Kinderohren, Alles vereinigte sich, um sie ganz zu verwirren, so daß sie in ihrer Verlegenheit nur das Wort „gratulire" hörbar aussprach und dankbar sich in den Hintergrund verzog, als der Großvater sie auf die Wange klopfend freundlich sagte: „Schon gut, ich danke Dir mein Kind, laß es bleiben und ein anderes Mal sprich deutlicher."

Annas kühnverwegenes Vorgehen dem Großvater einen Neujahrswunsch zu sagen, hatte aber den Effect, daß der Bann, unter dem man sich bisher gefühlt hatte, für Alle noch drückender wurde. Daß schon der Aeltesten ein solcher Versuch derart mißglücken konnte, wirkte lähmend auf alle Kindergemüther und keinem schmeckte der Neujahrskaffee und der gelbe Kringel.

Es war eigen in des Großvaters Haus; man wußte nie was die nächste halbe Stunde bringen konnte; man war so hin- und hergehetzt zwischen Freuden und Enttäuschungen, und Alles schien abzuhängen von dem Blicke zweier großer, hellblauer Augen, die Jedem bis in den versteckteften Herzenswinkel zu schauen schienen.

Wie ganz anders war den Kindern zu Muthe, wenn Großmama sie nach dem Kaffee zu ihrer Morgenaudienz beschied und das höchst zwangslose Morgenplauderstündchen auf und um Großmamas weitem Himmelbett an die Reihe kam.

Die beiden Mütter und Fräulein Hahn waren selbstverständlich von der Parthie.

Die Großmutter war sehr zart, oft krank und verbrachte den Vormittag häufig im Bett, nie aber sah

man es diesen liebevollen, stets heiteren Zügen an, daß sie arge Schmerzen überwand. Ihr Herz war immer offen für aller Menschen Wohl und Weh.

Wenn sie aufgestanden war, ging sie zu allererst in ihr „Arbeitszimmer"; das war ein großer, heller Raum, der aber weniger dem Boudoir einer vornehmen Dame, als einer, freilich in schönster Ordnung gehaltenen Rumpelkammer glich, in der die verschiedensten Gegenstände aufgestapelt waren.

Unter dem Fenster stand ein riesiger Tisch, bedeckt mit groben Leinwandballen und allerhand Nähzeug, an dem drei bis vier junge Bauernmädchen, unter Fräulein Hahn's Oberaufsicht geschäftig herumhantirten. Hemden, Weiberröcke, Kinderjacken wurden zu Dutzenden fabricirt und am Sonnabend am „Armentag" unter die Bedürftigsten des Gutes vertheilt. Die eine Wand des Zimmers nahmen fertig verglaste und gestrichene Fenster ein, welche die Bauern, die ihre Häuser mit diesen, in damaliger Zeit noch ungewöhnlichen, aber doch so dringend nothwendigen Luft- und Lichtvermittlern zu versehen das Bedürfniß hatten, sich jeden Augenblick abholen durften.

An der anderen Wand stand ein Apothekerschrank, wo in unzähligen, kleinen, mit Vignetten versehenen Schubladen, alle erdenklichen Hausmittel vorräthig waren, die täglich durch Großmama und Fräulein Hahn den Hilfesuchenden verabfolgt wurden. Auf einem Regal waren Schiefertafeln, Papier, Dinte und Federn, sowie A-B-C-Bücher aufgeschichtet, um die lernbegierige Dorfjugend mit den Schulutensilien zu versorgen.

In diesem Laboratorium verbrachte die alte Dame gewöhnlich den ganzen Vormittag, den unausgesetzt ab

und zu gehenden Leuten, außer der materiellen Hilfe immer auch noch ein gutes, freundliches Wort mit auf den Weg gebend.

Dieser Neujahrstag obgleich mit Herzklopfen begonnen, brachte der munteren Kinderschaar nichts destoweniger viele Freuden, welche über und über angethan waren, die paar zwangvollen Mahlzeiten aufzuwiegen.

Abends saßen die Eltern mit den Großeltern in der Bibliothek, einem kleinen runden Gemach, von der Diele bis zur Decke mit Bücher beladen Regalen umstellt. In der Mitte seufzte ein großer runder Tisch unter der Last der Bildermappen und Prachtwerke, auf deren kunstreich ausgestatteten Deckel die Kinder sehnsuchtsvolle Blicke warfen, wenn sie sich so nah wie möglich an der Thür vorbeischlichen, ohne Gefahr von Großpapa entdeckt zu werden, dessen altmodisch, hochlehniger Sessel der Thür den Rücken wandte. Die Kinder wiegten sich in der Hoffnung, noch immer einmal eines Schrittes in dieses Heiligthum werth erklärt zu werden. Oft genug hatten sie durch das Schlüsselloch die verführerisch lockenden Bücherrücken mit verzehrendem Blicke angestarrt. „Wird denn nie die selige Stunde schlagen, in der sich für sie die Thür dieses Zauberreiches öffnet." Dieses war der allabendliche Seufzer. Beim Vetter John und dessen Schwester Marie war die Lust am stärksten und am dritten Abend gelang es ihnen dieselbe bei Marianne, Heinrich und Emil gleichfalls zu lichter Flamme anzufachen. In der Schummerstunde, als die Kinder vom Spielen und Draußensein müde auf dem langen Divan im dunkeln Saal sich ausruhend saßen und schwatzten, ward ein Plan ausgeheckt, der seinen Urhebern keinewegs zur Ehre gereichte.

„Kommt mal her," rief gebieterisch Marie, „John und ich haben uns was Herrliches ausgedacht; heute Nacht stürmen wir die Bibliothek."

„Nein," sagte Marianne, mit ebenso fester Stimme. Ihr erstes Gefühl sagte ihr immer das Richtige, aber leider folgte sie ihm nicht ausnahmlos.

„Dabei werden Heinrich und ich nicht sein."

„Unsinn," schrie John, „Emil ist wohl dabei und was ist es denn, es ist doch nichts Schlechtes, wir gehen nur hinein und schließen sie nachher wieder ordentlich zu."

Marie fügte hinzu: „Es ist doch eigentlich unverantwortlich, daß wir dieses Zimmer nicht betreten dürfen, als wäre es heiliges Land; unsere Mama selbst sagte mir, es thäte ihr so leid, daß wir alle die schönen Dinge nicht sehen sollen, wirklich es ist zu unserer Bildung dringend nothwendig und Niemand kann es uns übelnehmen, wenn wir dies uns zukommende Recht gebrauchen."

Marianne ließ sich leider von der bösen, scheinbaren Folgerichtigkeit dieser Argumente blenden; wäre es nicht die große Marie gewesen, die so viel vor ihr an Lebensklugheit voraus hatte, sie hätte vielleicht wohl die Schlange des Paradieses und deren trügerische Weisheit herausgefühlt, so aber sagte sie nur noch: „Aber ist es denn kein Ungehorsam?"

„Nein Du dummes Ding, es ist kein Ungehorsam, denn ausdrücklich verboten ist uns das Betreten der Bibliothek nie worden und den Launen eines alten grämlichen Mannes, auf Kosten unserer eigenen Fortbildung zu fröhnen, wäre doch nicht allein unverzeihliche Feigheit, einfach Dummheit wäre es."

„Das wollt ich meinen! Kindische Dummheit wäre es," sagte John, „und Kriecherei obendrein."

Marie, die durch diese geistreiche Auslegung ihres Bruders doch etwas aus dem Konzept gekommen war, fuhr nun salbungsvoll fort: „Was thun wir denn Böses damit; wir wollen ihn sogar in seiner Eigenthümlichkeit schonen, indem wir ohne sein Wissen etwas thun, was ihn ärgern könnte, wenn er es wüßte. Das ist doch sonnenklar!"

Noch einen schwachen Einwand wagte die bethörte Marianne:

„Was wird aber sein, wenn Großpapa es doch erfährt?"

„Das laß nur unsere Sorge sein," beruhigte sie Marie mit erhabener Würde. „Ueberhaupt braucht ihr nichts dabei zu thun, John und ich, wir nehmen die ganze Verantwortung auf uns, und daß wir keine Kinder mehr sind, und die Folgen unserer Handlungen zu berechnen im Stande, kannst Du mir schon glauben. Wir sind eben etwas anders erzogen als Ihr armen Dinger, die Ihr nur an Eurer Mama Rock zu hängen versteht. Siehst Du, unserer Mama Grundsatz ist der, uns thun zu lassen was wir wollen, damit wir recht bald selbstständig werden; und dadurch verstehen wir es auch, in den verschiedensten Lebenslagen uns selber zu helfen."

Letzterer Satz, der mit Selbstbewußtsein hingeworfen wurde, ermangelte nicht, tiefen Eindruck auf das weiche Wachs eines dreizehnzährigen Kinderherzens zu machen.

„Ja," dachte sie, „das muß wohl richtig sein. Man

muß sich fester auf seine eigenen Füße stellen; dann wird man von allen weniger als Kind behandelt."

In der Seele war der erste Schritt gethan, kein Wunder, daß nun der leibliche bald nachfolgte, und sie nunmehr fast die Eifrigste beim Festhalten und Durcharbeiten des Kriegszuges gegen die Festung Bibliothek wurde.

Emil wurde hinzugezogen, der blindlings, ohne einen Augenblick Bedenkens, dem bösen Beispiel folgte. Die großen Kinder imponirten ihm leider in Allem! Marie meinte in herrischer Weise, man solle doch auch Heinrich in's Geheimniß ziehen; er wäre doch auch ein „Würdiger," der Bücher schätzt, und nichts versäumen möchte, was zu seiner Bildung dienlich sei. Dagegen sträubte John sich aus allen Kräften, erstens weil zu viel Mitwisser leicht der Sache schaden konnten, und dann aus einem Grunde, den er zwar nicht anführte, ja den er selbst vielleicht nur instinktmäßig fühlte, nämlich, daß Heinrich zu ehrlich sei, um bei einer solchen Sache seine Hände im Spiel zu haben.

Marianne tröstete sich damit, daß ihres Lieblingsbruders Interesse für Lektüre kein so reges sei, wie bei ihr; innerlich wird ihr wohl in verstärktem Maße dasselbe Bedenken wie bei John aufgestiegen sein. Kurz, er ward nicht in das Complott gezogen.

Um 10 Uhr zog der Großvater sich in seine Gemächer zurück, und begab sich ins Bett, wie die Verschwörer rechtzeitig in Erfahrung gebracht hatten.

Die Eltern blieben noch eine Zeit lang zusammen.

„Heute Abend bleiben wir länger auf als die Großeltern", sagte Marie in befehlshaberischem Ton.

„Das dürfen wir nicht", meinte Marianne.

„Das ist wirklich nett", höhnte Marie. „Vor drei Stunden spielst Du die Emancipirte, willst unsere Anführerin sein, und nun hast Du keine Courage, eine Stunde länger aufzubleiben, als ein duckmäuserisches Schulkind! Bist Du keine Memme, so sagst Du jetzt „Gute Nacht" und schleichst Dich dann ganz leise wieder her. So thun wir es Alle! Im Kaminzimmer kann man von dem nichts hören, was hier im dunkeln Saal geschieht."

„Aber Mama kommt immer zu unseren Betten bevor sie schlafen geht", versuchte Marianne noch einzuwenden.

„So frage, ob Ihr noch etwas länger aufbleiben dürft, da wir noch ein amüsantes Spiel vorhaben."

„Nein", höhnte John, „geh schlafen, kleines Bäby, Du bist doch zu unschlüssig für so etwas.

„Nein", entschied Marie, „Marianne wird uns schon nicht im Stich lassen, sie hat doch ein bischen Ehre im Leibe."

Der auf diese Weise von den Versuchern nur zu schnell lahm gelegte Einwand Mariannens war der letzte schwache Flügelschlag ihres Gewissens. Nun gesellte sich Heinrich zu ihnen und hinderte sie am Weiterspinnen ihres kecken Planes Zur Schlafensstunde trennten sie sich wie gewöhnlich, und einen Augenblick glaubte Marianne schon alles aufgegeben, wobei sie sich halb erleichtert, halb enttäuscht fühlte. Als die Mama an ihr Bett trat, schwebte es ihr schon auf der Zunge, ihr Alles zu sagen, was sie diesen Abend bewegt hatte. Aber sie wußte, die Mama hatte ihr Kopfweh und würde nach einer *solchen* Beichte nicht schlafen können. Sie lag lange wach im Bett, das Gewissen fing wieder an

sich zu regen und den alten bekannten Kampf gegen die Eigenliebe wieder aufzunehmen und immer war es ihr, als zischelte ihr eine häßliche Stimme in die Ohren: „Laß Dich nicht wie ein Kind behandeln, habe Deinen Willen, zeige, daß Du kein Kind mehr bist!"

Wo schlief die Stimme, die ihr hätte sagen sollen, daß sie gerade durch die unkindlichen Gefühle bekundete, wie sehr sehr kindisch sie noch war?

„Werden sie kommen, werden sie nicht kommen? Wenn sie nicht kommen, so haben sie mich aufgegeben, und dies ist die einzige Gelegenheit, wo ich Marie beweisen konnte, daß ich kein Kind bin und Willenskraft besitze."

Die Lust nach den „verbotenen Früchten" der Bibliothek war fast ganz in den Schatten gestellt durch die Eitelkeit. Als sie eben überwacht und von dem innern Kriege erschöpft, in einen unerquicklichen Halbschlummer gesunken war, schreckte die leise Nennung ihres Namens sie auf. Verstört fuhr sie auf und gewahrte Marie, die trotz der späten Nachtzeit völlig angekleidet an ihrem Bette stand.

„Kommst Du, Marianne, oder nicht? Wir gehn ans Werk! Entschließe Dich rasch."

„Nein ich will nicht", antwortete Marianne verwirrt.

„Ach was, Du bist nur faul. Du ziehst Dein warmes Bett einem kleinen Abenteuer vor. Schlaf weiter, ich erzähle es John!"

„Nein wirklich es ist nicht Faulheit", betheuerte Marianne, „ich habe auch noch garnicht geschlafen."

„Nun und — warum stehst Du dann nicht auf?

Die kostbare Zeit vergeht. Bedenke was wir alles zu sehen haben!"

„Ach, Marie, bitte geht allein", flehte die Geängstigte, „ich möchte wirklich nicht."

„Aha, nun weiß ich, Du bist wortbrüchig, ich hatte schon lange den Verdacht, daß das die Haupteigenschaft meiner lieben Cousine sei. So eine ängstliche und hinterlistige Person, die wohl Mitwisserin aber nicht Mithandelnde sein will. Ich bin ganz zufrieden Dich nun kennen gelernt zu haben, und John wird froh sein, auch lieber jetzt als später, die Enttäuschung erleben zu müssen. Schlaf süß, Heuchlerin."

Marianne zitterte vor innerer Entrüstung.

„Wenn Ihr das glaubt, so komme ich!"

„Rasch, rasch; nun bist Du ein fixes Mädchen, nun kann man doch Respekt vor Deiner Willenskraft haben. Hier, ich helfe Dir."

Im Nu war die vor Aufregung halb erstickte Marianne angekleidet, und Marie zog sie nach sich in den dunkeln Saal, wo in einer Ecke, hinter der altmodischen Standuhr, ein Licht versteckt war, das kaum die nächsten Gegenstände beleuchtete.

John und der blasse, bebende Emil hockten auf der Diele, vor der Thür des verschlossenen Paradieses; ersterer versuchte einen fremden Schlüssel in das Schloß zu bringen. Als die Mädchen eben leise heranschlichen, und sich gleichfalls niederduckten, um durch die hohen Lehnstühle versteckt zu werden, ertönte ein kaum unterdrücktes Hurrah! Der Schlüssel war hineingegangen und hatte sich, wenn auch mit Mühe, einmal herumgedreht. In athemloser Spannung erwarteten die Umstehenden das Aufspringen der Zauberpforten. Sogar

Mariannens Herz klopfte jetzt vor freudiger Erregung. Vergessen war alle Angst in dem glücklichen Taumel dieses Augenblicks. Jetzt mußte es gehen.

„Es ist nur etwas verrostet", sagte John, „dies alte dumme Schloß. Wenn Großpapa es auch zuweilen für andere öffnen würde, so wäre es nicht so eigensinnig. Schnell, Marie, bringe etwas Oel, ich nehme den Schlüssel noch einmal heraus und schmiere ihn, dann ist Alles gewonnen."

Mit selbstzufriedener Zuversicht wollte er seinen Worten die That folgen lassen, aber siehe da, er hatte offenbar zu ungestüm am Schlosse herumgedreht — der Schlüssel rührte sich nicht!

Marie brachte das Oel, es wurde eine Menge davon ins Schloß gegossen, es träufelte an der Thür herunter und bildete eine Lache auf dem Parquet, aber es half nichts, der Schlüssel war wie verhext. Er wankte und wich nicht, als wolle die Thür nun und nimmermehr diesen handgreiflichen Beweis des Stürmungsversuchs aus den Händen geben: es steht bombenfest, Großpapa erfährt Alles!

Kaltes Entsetzen ergriff die Kinder. Sie zogen, sie drehten, Alle versuchten ihre Kraft daran — vergebens, der Schlüssel stak wie eingemauert. John war schweißgebadet vor Anstrengung; Marianne hatte sich in stummer Verzweiflung auf den nächsten Stuhl gesetzt, und bemühte sich über irgend einen Ausweg nachzudenken; Marie überhäufte ihren Bruder mit Vorwürfen über seine Ungeschicklichkeit und Dummheit; der arme blasse Emil stand rath- und thatlos dabei und starrte das verzauberte Schloß an. Da — horch! regte sich nicht etwas? Wie auf einem Schlag schien den Kindern

das Blut in den Adern zu gerinnen: sie vernahmen deutlich einen langsamen, schlürfenden Schritt von „Großpapa's Seite" her näherkommen! Ein Lichtschein ward sichtbar. John huschte wie ein Schatten hinter die Uhr und blies das Licht aus; wie auf einem Wink warfen sich die Kinder in geisterhafter Geschwindigkeit platt auf die Diele und wanden sich unhörbar auf dem Fußboden bis sie unter die großen Lehnsessel zu liegen kamen, von wo aus sie in namenloser Angst die weißen Männerbeine mit bordirten Pantoffeln heranschreiten sahen. War es Großpapa? Oh, grauenvolles Schicksal, erfüllst Du Dich so bald? War am Ende gar die Bibliothek selbst das Ziel dieses nächtlichen Ganges? Langsam hoben sich die Füße über die Saalschwelle, — die Pantoffeln klappten zurück, — das Schicksal blieb stehen. War es die Macht dieser furchtentstellten Kinderaugen, der es weichen mußte? Es stand, vielleicht 10 Secunden, aber die bangenden Kinderherzen thaten unzählige Angstschläge! Da machte der rechte Pantoffel einen Kreis um seinen Zwillingsbruder, blieb noch einen Augenblick stehen, um sich wieder fester um den Hacken zu schmiegen, die vier gelähmten Lungen thaten einen erlösenden Athemzug, denn nun sah man die Hacken und nicht mehr die Spitzen der violetten Morgenschuhe.

„Er geht weg", hauchte Emil in Mariannens Ohr.

„Kusch", war ihre ungeduldige Antwort.

Das Gespenst hustete nun im Speisezimmer und die kleinen Uebelthäter erkannten den Husten des alten Friedrich! So unästhetisch dieser röchelnde Husten des Alten ihnen sonst vorgekommen, heute klang er wie Himmelsmusik.

Marie, die zuerst die Situation richtig aufzufassen

im Stande war, verlangte nun, John möchte den alten Friedrich in ihrer kritischen Lage um Hilfe angehen.

„Friedrich verräth uns nie", stimmte John bei, „Du hast ganz recht. Lauf Du und bitte ihn her."

Mit Gedankenschnelle war Marie in's Speisezimmer gehuscht und man sah sie eindringlich dem verwunderten Alten in's schwerhörige Ohr flüstern. Emil benutzte den Augenblick, um sich aus dem Staube zu machen.

Nach längerem, mißmuthigem Kopfschütteln, kam Friedrich an den Ort des Verbrechens, leuchtete jedem Kinde in's Gesicht und versprach schließlich zu schweigen und zu helfen.

„Jetzt gehen Sie nur schnell schlafen. Ich werde den Schmidt aufwecken lassen. Aber ein anderes Mal probiren Sie so 'was nicht mehr. Kennen Sie denn nicht unsern Grafen?"

„Oh ja," meinte kleinlaut Marie, „aber — aber —" ja was sollte sie sagen? Eine Entschuldigung fand sie beim besten Willen nicht, und sie mußte sich auf Gnade und Ungnade dem alten Diener ergeben, was der großen, stolzen Marie sehr sauer wurde.

„Nu, nu, machen sie schnell," befahl der Alte mit ärgerlichem Stirnrunzeln. Unter unaufhörlichem Danken schlich nun Jedes mit hängender Nase davon, ihrem Erretter das Weitere überlassend. Ohne die Anderen weiter anzureden, ging Marie in ihr Zimmer, wo Anna fest und ruhig die ganze Zeit in gesundem Schlafe gelegen, während sie so viel erlebt hatte. Sie konnte keinen Moment die Augen schließen, sondern horchte unverwandt nach einem Laut, der ihr bekundete, daß der Schmidt seine Schuldigkeit that. Allerhand beunruhi-

gende Fragen drängten sich mit zwingender Gewalt ihr auf. Eine der schwierigsten war die, wieviel wird der Schmidt von der ganzen Angelegenheit erfahren haben? Wer wird ihn für die versäumte Nachtruhe entschädigen? Doch nur ein bedeutendes Trinkgeld könnte ihm unverbrüchliches Schweigen auferlegen. Er war gewiß nicht freundlich gesinnt, wie der alte Friedrich, der die Kinder von klein auf kannte und liebte.

Nach langem, langem Harren, unterschied sie endlich ein leises, vorsichtiges Rammeln, als bald darauf die vorherige Stille wieder eingetreten war, konnte sie sich nicht versagen an die Bibliothekthür zu schleichen, wo richtig der böse Schlüssel entfernt war, ein paar unmerkliche Schrammen zeigten, daß an dem Messingschloß gearbeitet worden.

„Großpapa sieht Alles, er wird es bemerken," mit diesem neuen Stein auf dem Herzen, kroch sie frierend unter die Decke.

Kapitel XVI.

Das Schönste ist das Nachhausekommen.

Wir wollen mit Stillschweigen übergehen, was am nächsten Morgen während die Mama sich ankleidete, zwischen ihr und der tiefgeknickten, reuevollen Marianne vorging. Mama war sehr ernst und nachdenklich, als sie beide an den Kaffeetisch kamen, aber Marianne, obgleich mit rothgeweinten Augen und geschwollenem Gesicht, bedeutend erleichterten Herzens.

Einen schweren Stand hatte sie am Kaffeetisch, wo sie unausgesetzt den fragenden Blick des Großvaters auf sich gerichtet wähnte, und Marie und John, die unbegreiflicher Weise ganz unbelasteten Gewissens, sich ihres Daseins zu freuen schienen, ihr verstohlen hämische Grimassen schnitten, die sagen sollten, „ach Du armes, kleines, geknechtetes Wesen, was soll aus Dir werden, sieh' uns an, wie wir uns über die Situation erheben können."

Der von den älteren Geschwistern, für das nächtliche Unternehmen nicht für reif erklärt gewesene Axel, konnte seiner Neugier keinen Zügel anlegen und fragte alle Augenblick, warum seine Cousine geweint habe, bis sein älterer Bruder ihm unter dem Tisch einen nicht mißzuverstehenden Tritt mit dem Stiefelabsatz versetzte, worauf ihm das Fragen verging. Es hatte fast den

Anschein, als ob die Tante keine Ahnung von der nächtlichen Excursion ihrer Kinder habe, dennoch durchfuhr Marianne plötzlich der leise Verdacht, daß sie heute so ganz besonders lebhaft den Großpapa unterhielt, um dessen Aufmerksamkeit von den Kindern möglichst abzulenken. An Großmamas Bett endlich kam die Sache zur Sprache.

Trotz der Dämmerung, die ihrer schwachen Augen wegen, während der Morgenstunden im Zimmer erhalten wurde, hatte sie mittelst der feinen Fühlhörner eines echten Mutterherzens, alsbald den Druck wahrgenommen, der auf dem einen Theil der sonst so überlustigen Gesellschaft ruhte. Es währte längere Zeit, bis Frau von Eichwald sich überzeugen ließ, daß ein offenes Geständniß dem Großvater gegenüber, heute nicht am Platze sei, als aber ihre Mutter selber bat, ihm den Aerger zu ersparen und dem schönen Zusammensein kein so unliebsames Ende zu bereiten, ließ sie sich wider Willen bereden, von ihrem Wunsche abzusehen und den Vater im Glauben zu belassen, daß seine Großkinder sich ausnahmslos exemplarisch in seinem Hause benommen hatten, aber weder Mama noch ihre Kinder konnten sich in der Gegenwart des immerhin hintergangenen Großvaters fortan glücklich und zufrieden fühlen, und es ward Allen eine große Entlastung, als die Abreise für den folgenden Tag festgesetzt ward.

In der Großmama Zimmer hatten auch die Tannensee'schen Kinder die Augen in Demuth niedergeschlagen und sich einigermaßen kleinlaut benommen, aber sobald sie sich selbst überlassen waren, sprudelte der gewohnte Uebermuth wieder hervor.

„Ach Du Duckmäuserin," schrien sie Marianne an,

„beinahe wäre die ganze Beredsamkeit unserer guten, hilfbereiten Mama zu Schanden geworden, an Deiner Armensündermiene; Großpapa war sehr nahe daran, Deine rothen Augen zu bemerken, eine schöne Suppe hättest Du uns eingebrockt."

„Wollen wir nicht mehr davon sprechen," bat Marianne, „ist Euch die Sache noch nicht zum Ekel geworden?"

„Zum Ekel? Ha, ha, ha, point du tout, im Gegentheil, wenn wir nächstens ohne Euch Tugendbündler hier sind, greifen wir sie von vorn an, aber etwas raffinirter und dann nicht ohne Erfolg, das kannst Du mir glauben."

Marianne glaubte es schon, aber ohne den leisesten Anflug von Lust, noch einmal dabei zu sein.

Es war kein Wunder, daß für den Rest des Beisammenseins alle Harmonie gestört war; es kam zu keinem fröhlichen Spiel mehr; Eichwalds zogen sich am Abend zeitig zurück, da sie am anderen Morgen früh aufbrechen sollten. Die beiden ältesten Töchter blieben noch lange im Zimmer ihrer Mutter.

Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber desto heller wölbte sich der Sternenhimmel über den dunkeln Schatten des Parks und dem im Winterschlaf träumenden See.

Zum Schluß eines langen Gesprächs zwischen Mutter und Kindern, von dem auch wir den Schleier nicht lüften wollen, sagte die Mama ans Fenster tretend: „Ich möchte Euch dran gewöhnen, recht oft zum Sternenhimmel aufzuschauen, er giebt uns ein viel deutlicheres Bild der Unendlichkeit, als der Sonnenhimmel, wo die eine Mutter Sonne Alles beherrscht und in sich schließt,

und doch einem Jeden als für ihn geschaffen erscheint. Ist der Raum in den wir eben blicken nicht tausendmal höher und größer als er uns im Hellen erscheint und werden wir uns nicht tausendmal deutlicher bewußt, was wir für verschwindend kleine Stäubchen im Weltall sein müssen, und doch fühlen wir uns näher bei Gott als am Tage, wo der Horizont so eng erscheint und der Wolkenhimmel so nah!"

„Ist Dir's auch so schwer wie mir, Mama?" fragte Anna, „Dir in solchen Augenblicken vorzustellen, daß nicht überall dieselbe Stille herrscht wie hier; mir ist's ganz undenkbar, daß eben jetzt, wo hier um dies Haus herum und so weit wir hören und sehen können heilige Ruhe über Allem lagert, es anderswo Lärm und Licht und Gedränge und Geschrei geben soll. Ich weiß es und kann es doch nicht glauben und es kommt mir wie ein Märchen vor, wenn ich mir's sage."

„Mir geht es wieder ganz anders," sagte Mama, wenn ich in die Stille der Nacht hinaus lausche, so ist mir's als vernehme ich viel deutlicher als am Tage, das Rollen des großen Lebensrades. Am Tage bin ich so beschäftigt mit meinen eigenen Pflichten, Freuden und Leiden und denen meiner engen, nächsten, kleinen Umgebung, daß ich nur zu oft die Welt und die großen Leiden der Menschheit darüber vergessen kann, und wenn ich dann Abends die Sterne ansehe, so sagen sie mir erst von all den Qualen und der Sünde, denen sie von ihrer Höhe aus zusehen müssen und erinnern mich daran, daß ich auch an anderes denken sollte, als was meinem sterblichen Herzen am nächsten steht."

Als am folgenden Morgen, kurz vor ihrer Abreise, die Eichwald'schen Kinder, sammt ihren Vettern und

Couſinen, in des Großvaters Schreibzimmer beſchieden wurden, befiel ſie alle ausnahmslos eine erneute Panik. War es dennoch herausgekommen? Und durch wen? Manch mißtrauiſcher Blick traf heimlich Marianne ſowie den ehrlichen Friedrich, trotz ſeines ſo unzweideutig gutmüthigen Augenzwinkerns, bei Entrichtung der Botſchaft.

Aber was glaubt nicht alles ein ſchuldiges Gewiſſen zu ſehen?

Wen Großpapa vor ſich befahl, der durfte nicht zaudern, und mit ſchlotternden Knieen, folgte das ganze traurige Regiment, dem freilich aus anderer Urſache zitternden Alten, in das Halbdunkel von Großpapa's Privatgemächern, wie die Hamelner Kinder dem Rattenfänger in den Zauberberg. An ſeinem altmodiſchen Schreibpulte ſteif und hoch wie immer, ſaß Großpapa. Als die Kinder ihm den Morgenhandkuß abgeſtattet und ſich inſtinktmäßig in Reih und Glied aufgeſtellt, ließ er langſam ſeinen muſternden Blick, von einem zum andern gleiten, was ihnen wie eine Höllenewigkeit erſchien und der geſtern noch ſo muthſtrotzenden Marie, ebenſo wie allen andern, das Herz in die Strümpfe ſinken ließ. Da — ſtatt des erwarteten Donnerwetters, vernahmen ſie das friedliche Schieben des Tiſchſchubfaches, darauf ein unerklärliches Metallgeklirr — des alten Herrn große ſchneeweiße Hand kam langſam aus dem Dunkel der Lade hervor und warf einen Haufen Gold auf den Tiſch. Was nun? Was kann das bedeuten? Keines der bebenden Kinder rieth das Richtige, trotz der tollſten Phantaſieſchlüſſe.

Und nun zählt Großpapa augenſcheinlich die Goldſtücke auf den Tiſch.

„Wieviel seid Ihr?" Wer war auf die Frage gefaßt? Keines hatte die Geistesgegenwart, sie richtig zu beantworten. Emmi von der blinden Nothwendigkeit durchdrungen, daß man unbedingt antwortet wenn Großpapa fragt, ruft mit wahrer Todesverachtung: „Wir sind fünf."

„Acht," korrigirt leise Emil. Unterdessen hat John sich ermannt und sagt mit äußerster Kraftanstrengung, die vielleicht schon mit einer süßen Ahnung gepaart war, „Großpapa, wir sind hier neun Kinder."

„Richtig, neune. Was Du für ein Mathematiker bist! Na, da habt Ihr neun Halbimperiale, die könnt Ihr auf dem Jahrmarkt nach Belieben verquackeln."

Nun ist der Bann gebrochen und in enthusiastischer Dankbarkeit stürzt sich alles auf Großpapa's Hände.

Marianne allein vermag es nicht, sich so zwangloser Freude hinzugeben. Sie dankt auch aber weniger stürmisch. Großpapa sieht sie einen Augenblick an und fragt verwundert: „Na, und Du? Ist Dir's etwa zu wenig?"

Das arme Ding wird feuerroth, aber sie fühlt zugleich im tiefsten Innern, es ist eine sehr verdiente Strafe, daß sie von Ihrem Großpapa in Gegenwart von allen Anderen für undankbar gehalten wird. Fast kommt es ihr wie eine willkommene Sühne vor, und sie hält sie tapfer aus. Als Marianne bald darauf mit Mama im Schlitten saß, gestand sie dieser wie das Goldstück sie im Portemonnaie brenne.

„Ich kann es nicht behalten."

„Das sollst Du auch nicht, mein Herz, Du wirst schon sehen, die Gelegenheiten unseren Nächsten mit einem Geldgeschenk eine große Freude zu bereiten, lassen nicht

lange auf sich warten. Schließ nur Augen und Ohren auf, Du siehst überall Hülfsbedürftigkeit."

Viel Stoff hatten Mutter und Kinder auf der Rückfahrt mitsammen durchzusprechen, so daß sie überraschend schnell von statten ging. In dem Fütterungskruge wurden Wasserkringel mehr geknackt als gekaut und sogenannter Meth getrunken, der aber wenig Aehnlichkeit mit dem Trank der nordischen Götter aufzuweisen hatte.

Anna und Heinrich machten sich ungeachtet der Herrlichkeiten, die Fräulein Hahn in den Speisepaudel gepackt, über eine Holzbütte mit saurer Kohlsuppe her, die die struvelköpfige Krügerin aus einem schwarzen über der Feuerstelle eingemauerten Kessel mit riesigem Holzlöffel schöpfte.

Himmlisch war es zu Hause anzukommen! Jedes Einzelne fühlte es in seiner Weise, und mitten in den muntersten Gesprächen über die Erlebnisse der Reise und die unzähligen, in der Erinnerung noch angenehmeren Eindrücke, klang es doch immer wieder hindurch: das Schönste ist doch das Nachhausekommen. Emmi durchstöberte alle Winkel des Hauses nach etwaigen Veränderungen. Die Kleinen jubelten und wollten Mama und Papa fast umrennen. Ganz zufrieden schmunzelte Herr Wolf, daß er seine kleinen Schutzbefohlenen, wieder wohlbehalten in die Mutterarme abgeliefert hatte.

Die Gemüthlichkeit des Abends erreichte ihren Höhepunkt, als Adele gleichfalls eintraf; das alltägliche, regelmäßige Arbeitsleben sollte wieder einkehren in das freundliche, von den schrägen aber hellen Januar-Sonnenstrahlen beschienene Haus.

Kapitel XVII.

Frühlingsgefühle.

Ostern! Für wen hat dieses Wort einen lieblicheren Klang, als für den Bewohner des Nordens. Auferstehungszeit! Frühlingswonne! Und stürmt es auch und schneit und stühmt's und sind die Staare, in bitterer Enttäuschung wieder fortgezogen aus dem trügerischen Lande, und hat im Kamin das höhnisch prasselnde Feuer wieder angezündet werden müssen, das wochenlang schon erloschen war; die Kinder haben doch Frühlingsgefühle, und arbeiten und wollen der Sonne das Tagewerk verrichten, die sich boshaft zurückgezogen hat in ihren warmen Wolkenschmollwinkel; sie graben und hacken und hauen den Schnee in den Gräben und machen dem trägen Wasser, das nicht fließen will, Flußbette. Ihre Geduld wird endlich gekrönt. Am Gründonnerstag rauscht wirklicher warmer Aprilregen nieder, Finken schlagen sogar ohne Sonnenschein und horch, da ist auch schon die Singdrossel, und übt sich für das Fest im Walde. Dieser ist noch klar und durchsichtig, aber er duftet schon nach Wald und rauscht ahnungsvoll, sehnsüchtig! Am Palmsonntag bedeckte noch Schnee die ganze Landschaft und man meinte, es müßte Wochen und Monate währen, bis der Frühling sich durch diese Massen durchknabbern würde! Eine Herkulesarbeit zu schwer für die Sonne selbst, aber siehe da, sie arbeitete die Tage über von fünf Uhr Morgens bis acht Uhr Abends, die treue

Mutter Sonne und als sie dann müde war, und sagte: „nun schlafe ich drei Tage durch, ehe ich wieder aufstehe," da kam ihr Helfer der Regen und setzte ihr Werk treulich fort; fast noch wirkungsvoller als ihres, war sein Bemühen, und Schnee und Eis, alles mußte ihm bis in die dunkle Erde hinein weichen. Am Ostersonnabend war das Riesenwunder geschehen. Wohin auch das Auge schaute, es war kein Schnee mehr zu sehen; nur in den Wäldern und an den Hecken und Zäunen klammerte er sich noch fest. Aber wie lange noch? Auch hier zählte sein Dasein wohl nur noch nach Tagen!

Für's Auge bietet eine livländische Landschaft am Ostersonnabend gemeiniglich wenig Entzückendes: schwarzbraune Flächen, auf denen kaum in nächster Nähe ein paar winzige grüne Hälmchen zu unterscheiden, graubraune Wälder, hellblauer Himmel, mit wenig Lämmerwolken, zum Ueberfließen volle Gräben, Teiche wo Wiesen waren, Seen, wo Teiche waren, das ist alles; und doch glänzt jedes livländische Auge vor Freude, und kann stundenlang über die unschöne Gegend hinschauen. Sieht es nicht im Geist die ganze Herrlichkeit, die so bald, fast über Nacht, hereinbrechen kann.

Aber was das Auge auch vermissen mag, das Ohr genießt doppelt und dreifach die tausend verschiedenen Vogelstimmen, die im nordischen Frühling so unermüdlich wach sind, wohl weil auch sie seine Unbeständigkeit kennen gelernt. Das Ohr ist vielleicht eine noch offnere Thür in die Menschenseele, als das Auge, und läßt fast noch mehr an Glück und Seligkeit hinein.

Steht einmal im Frühling an die Birke gelehnt, schließt die Augen und horcht den Frühlingsstimmen. Wer mehr braucht um glücklich, überglücklich und dankbar

für sein junges Leben zu sein, der ist nicht werth der Herrlichkeit.

Und wenn ich wählen soll, unter all den Monaten des Jahres, seht her, zieht auf so viel ihr seid: blühender Mai, mit deinen Blumenkindern; ihr hellen, wundervollen Juninächte; überströmender, die kühnsten Wünsche erfüllender Juli; August, du süßer, wohlschmeckender; Du erfrischender, erndte- und buntereicher September; Oktober, der du in märchenhafter Abwechselung Sommer und Winterfreude darzubieten vermagst; stillheimlicher November, mit Deinem lichten Lampenschein, über dem traulich heimischen Heerd. Weihnachtsfreude, die Du den Dezember, von der Wiege bis zum Grabe, in unnennbaren Zauber kleidest; Januar, du demantreicher Beginn des neuen Jahres, und du geselliger Februar, der in allen Landen die Füße zum Tanze sich heben und die Hände nach der neckischen Maske greifen läßt. Im März da schwillt schon das Herz; es tröpfelt von den Dächern, man meint die Fesseln des Winters abstreifen zu können und über der blendenden Schneefläche, die noch unangetastet Felder, Gräben und Zäune bedeckt, eine Fußreise bis an den Nordpol antreten zu müssen.

Aber du April, mir geht nichts über dich; du bist und bleibst dem echten Nordländer der Lieblingsmonat, dem Nordländer, der die Hoffnung der Erfüllung vorzieht, der Warten gelernt hat und im rechten geduldigen Warten auf kommendes Glück sein wahres Glück schon findet.

Ostersonnabend! Die Eier liegen schon zu hunderten in Milchschüsseln auf dem großen Speisetisch. Mama hat Lappen zerschnitten und Knäule fertig gelegt.

Brasilienholz, Fernambuk, Neublau, frische Spinatblätter und, nicht zu vergessen, die Zwiebelschaale, die die hübschen gelb marmorirten Eier giebt, warten der kunstreichen Vermischung. Herr Wolf, als Mann des Fortschritts, hat Anilinfarben in sauberen Gläschen, und neue Pinsel geholt, und behauptet, er würde damit die schönsten Eier färben. Papa ist konservativ wie immer, und redet den altbewährten Farben das Wort, mit denen Vater und Großvater in diesem selben Zimmer die Kinderhände für die ganze liebe Osterzeit besudelt. Mama giebt den Ausschlag; indem sie verbietet, die von Herrn Wolf gefärbten Eier zu essen. Letzterer packt seine neumodischen Farben mit hängender Nase wieder ein und bemächtigt sich mit erbarmungswürdigem Stoßseufzer eines Lappens, auf dem er eine handvoll von jedem farbegebenden Stoff, der auf dem Tische steht, aufschüttet.

„Aber um Himmelswillen, Herr Wolf, wir wollen 400 Eier färben, und sie nehmen die Hälfte von meinen lieben Zwiebelschalen für ein Ei!" ruft Mama.

Wehmüthig läßt Herr Wolf die Hände sinken. „Heute bekomm' ich immer auf die Nase."

„Ja, Herr Wolf, lassen Sie lieber das Färben sein und sehen Sie zu; und um Sie zu trösten, und angenehm zu beschäftigen, bringt Heinrich Ihnen Ihr Pfeifchen."

Das raucht er eigentlich nur in seinem Zimmer, aber nun die Hausfrau es ihm selbst holen läßt, brummt er was seelenvergnügtes in seinen Bart und setzt sich gemüthlich an den Ofen, zum Zusehen. Nun ging es an ein Schaffen, daß es einem kraus und bunt vor den Augen ward. Louischen auf Mama's und Fritzchen auf

Papa's Schoß, wähnten sich sehr nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft, bis jedes ein Ei zerbrach und sich von oben bis unten mit gelber Flüssigkeit begoßen, heulend mit ausgespreizten Fingern ins Kinderzimmer abtrollten und nach fünf Minuten mit strahlenden Gesichtchen und schneeweißen Schürzchen, wieder Einzug hielten.

Als die erste Eierserie fertig umwickelt war, wurde sie hinunter in die Küche gebracht, wo es schon wie in einem Bienenstock summte, denn Alles was Hände hatte, war hier mit Kuchen-, Gelbkringel- und Pastetenbacken, Wurstspritzen und Sülzhacken beschäftigt. Als die Eier ihre obligaten zwanzig Minuten gekocht hatten, wurden sie aus der tintenartigen Flüssigkeit herausgenommen, und ein so wie so geplatztes zerbrochen um auf die richtige Härte geprüft zu werden, die erforderlich war, um den halsbrecherischen Unbilden des Osterfestes zu trotzen. In Aufregung umstanden die Kinder die Kasserolle, und jedes griff hinein, um seine Eier zuerst herauszuheben, um sie aber auch sofort wieder aus den verbrühten Fingern, oft recht unsanft, zurückfallen zu lassen. Und nun die Spannung beim Auspacken der Eier! Wessen sind hübscher? Wer hat den besten „Kuller"? Den härtesten „Tickser"? Nun geht's an ein Prüfen, Vergleichen, Tauschen. Oh, du köstlicher Ostersonnabend! Wer vermag die Freuden alle aufzuzählen, die du dem Kinderherzen spendest.

Sind sie ja doch auch nicht alle in Worte zu fassen, die unmittelbaren, unerklärlichen Wonnegefühle, die zu dieser Zeit des Jahres alle Herzen schwellen.

Nach dem Eierfärben und Vertheilen, werden rasch ein paar Tücher umgeworfen und man läuft noch ein-

mal hinaus in den lauen Frühlingsabend. Es ist zu lockend, man muß in den Wald, gleichviel wie man hin und zurück watet, bis über die Knöchel in Frühlingswasser. Aus der Badstube kommen gluthstrotzende Knechtsweiber und ziehen mühsam die kleinen Körbe auf vier Klotzrädern, vollgestopft mit blitzblank gescheuerten Kindern. Vor den Knechtshäusern ist alles reingefegt und die Alltagswerkzeuge weggestellt.

Abends ist alles müde und geht früh zu Bett, denn morgen muß man zeitig auf den Beinen sein.

Papa, für den Anna um 7 Uhr den Kaffee macht, hat nämlich die Gewohnheit, am Morgen bei seiner großen Tasse die Zeitungen zu lesen, weil dann noch alles still ist im Hause, und er am Tage oft keine Zeit dazu hätte.

Am Ostersonntagmorgen bringt er aber statt der Zeitungen, ein ganzes Papyroskästchen voll kupferner Einer, Zweier und Dreier, diese werden je zu drei Kopekenhäufchen aufgeschichtet und füllen den größten Theil des Tisches. Nun erscheinen die Haus-, Hofs- und Gutsleute, einer nach dem andern und bringen dem geliebten Herrn Ostereier, den Ostergruß dabei sprechend. Der Herr erwidert ihn mit freundlichem Kopfnicken und händigt jedem drei Kopeken, für jedes dargebrachte Ei ein, so daß mancher mit einer ganzen Hand voll Kupfermünzen lustig abzieht. In dem Maße wie die Schüsseln sich mit bunten Eiern füllen, füllt sich auch das Speisezimmer mit dem Dufte neuer Theerstiefel und schneeweißer Schafpelze, denn jeder bemüht sich in höchster Gala aufzutreten. Aber nur Papa's Nasen- und Kopfnerven werden dadurch afficirt; die Kinder sind viel zu sehr absorbirt durch das rasche Anwachsen der vielver-

sprechenden Eierberge, das sie mit gierigen Augen beobachten, wissen sie doch, daß sie den Löwenantheil auch hiervon erhalten werden.

Wird das ein Rollen geben, so ein Eiersegen ist noch nie dagewesen; diese tröstliche Bemerkung machen die Kinder alle Jahre.

Das Osterlied ist gesungen, die Predigt gelesen, nun wird der große Teppich im Saal ausgebreitet. Der Kaminkorb wird nun hoffentlich zum letzten Mal in diesem Frühling seines Inhaltes beraubt, die Holzscheite werden rund herum unter den Rand des Teppichs geschoben, damit die Eier nicht auf die Diele rollen und nun enteilt der Hand des Hausvaters das erste Ei, das immer ein rothes sein muß, auf den blumigen Plan. Papa sitzt auf einem niedrigen Kinderstuhl am nächsten bei der muldenförmigen Rolle, im Halbkreis von der Familie umgeben. Dem Alter nach rollen nun alle ihre Eier aus, sogar Louischen, die regelmäßig die ihrigen auf die Spitze stellt, um sie dann in lauter Purzelbäumen die Bahn hinunterspringen zu lassen.

Das geht nun mit kurzen Pausen den ganzen Tag so fort, denn der weiche Frühlingsregen hörte nicht auf niederzurauschen. Endlich am Abend lüftete die Sonne ihren Schleier um ihr „Guten Tag" und „Gute Nacht" in einem Athem der dankbaren Erde zuzurufen.

„Kinder, ich halt es nicht mehr aus im Zimmer, wer kommt mit in den Wald?" fragt Papa und alles rüstet sich.

Im Frühlingswald fand man die ersten Leberblümchen und nach dem berauschenden Dufte suchend, eine wilde „Daphne" in vollster Blüthe, die ausgegraben ward, um im Park eingepflanzt zu werden; Heinrich

behauptete noch etwas besseres gefunden zu haben, eine angebohrte Birke, aus der die klare, süße Flüssigkeit in einen Holzspann träufelte, der längst bis zum Rande gefüllt, von allen Seiten überfloß. Nachdem alle der Reihe nach auf dem feuchten Moose knieend, ihren Durst gestillt hatten, wurde unter Hurrahrufen das Gefäß von den Kindern umgegossen und die verderbliche Röhre aus dem Baum entfernt. Papa schnitzte einen Holzpflock mit dem er das Loch verschloß; die schöne Birke sollte nicht zu viel von ihrem Lebenssafte hergeben.

Die anderen Kinder waren neidisch auf Marianne und Heinrich, die so hübsche Ueberraschungen gehabt. „Wir müssen auch etwas Neues finden," riefen sie sich zu und schritten thatendurstig auf Abenteuer waldeinwärts, einen schlüpfrigen Bergrücken hinauf, aus, während die Eltern auf Baumstubben saßen. In kürzester Zeit vernahm man auch schon Emmi's Triumpfgeschrei.

„Ich habe auch eine Erfindung gemacht. Kommt rasch, sie läuft davon." Ein Mistkäfer war es, allerdings der neueste vom Jahr.

Emmi begriff nicht, warum man über ihre schöne Frühlingsgabe, die ihr so poetisch erschien, ein solches Hohngelächter anschlug.

„Was ist Dir eigentlich, Heinrich," fragte sie gekränkt, „gestern freuten sich alle über Emils ersten Maikäfer, und mein armer Mistkäfer soll gar nichts besonderes sein?"

Papa forderte Herrn Wolf auf, mit ihm ein Stückchen weiter zu gehen, bis zu einer nah gelegenen Försterwohnung, wo er eine Bestellung zu machen hatte. Mama und die jungen Mädchen blieben sitzen; sie konnten sich nicht satt hören an den Vogelstimmen, die Jeden in

seine eigenen glücklichen Gedanken einwiegten. Die Kinder suchten immer neue Frühlingswunder. Auf einmal ertönte Papas mächtiger Baß: „Eine Entdeckung, kommt, kommt!" Alles eilt der Stimme nach, die Kinder fanden sich bald auf der Waldstraße zusammen und nun ward neugierbeflügelten Schrittes vorgedrungen.

Was konnte Papa gefunden haben? Man erging sich in den abenteuerlichsten Vermuthungen. Heinrich schwärmte von einer Bärenmutter mit Jungen, Emmi meinte es könnten nur Erdbeeren sein. Adele rieth auf einen Igel, Anna auf ein Findelkindchen.

„Mama weiß es," rief Marianne, „denn Mama räth nicht."

„Ach Engelsmama bitte sage es," schrieen jetzt alle und warfen Mama fast um.

Aber nun hörte man nicht mehr die Stimme der Herren und verwundert riefen die Kinder wieder in den Wald hinein: „Papa wo bist Du?" Da ertönte in nächster Nähe aus einem kleinen Dickicht ein greuliches Gebrumm, daß die Kinder zusammenfuhren, und Emmi sich an Mamas Kleid klammerte. „Die Bärin, die Bärin!" Mama aber ging muthigen Schrittes der Stelle zu. Alles folgte ihr bis auf Emmi, die auf dem zur gelegentlichen Flucht gegeigneten Wege blieb.

Man konnte durch die Zweige etwas Schwarzes sich langsam bewegen sehen, die Knaben brachen sich Stöcke ab, es konnte doch zu einem wirklichen und wahrhaftigen Abenteuer kommen. Das unheimliche Knurren hatte aufgehört, nur zuweilen knackten die trockenen Zweige von der schweren Masse, die sich dort zu wälzen schien. Marianne näherte sich leise der Mutter und flüsterte: „Sieh', Mama, dort liegt ein junger Bär." Dabei

deutete sie auf einen haarigen Gegenstand, der einige Schritte von dem grausenvollen Orte regungslos lag. Aller Augen folgten ihrem Zeigefinger. „Der Kleine ist todt," beschwichtigte Emmi von ihrem sicheren Standorte aus. Da hatte auch schon Heinrich das Ding aufgehoben und hielt es auf seinem Stock hoch in die Luft. „Onkel Jakobs Fellmütze," erscholl das markerschütternde Freudengeschrei. „Onkel Jakobs Schnurrbart, brüllte gleichzeitig Marianne und Anna und ein Kinderhaufen stürzte zusammen über den armen Onkel Jakob, der in hockender Stellung gesessen und nun ohne Pardon umgeworfen ward.

Mama befreite ihn von der wüthenden Meute. Jetzt traten Papa und Herr Wolf auch aus ihren nahen Verstecken und so schloß der Ostersonntag indem alle Braut und Bräutigam spielten und paarweise durch den stillen, feuchten Frühlingsabend nach Hause schritten. Mama und Papa, Anna und Heinrich, Marianne mit Emil, Herr Wolf mit der kleinen Emmi, zuletzt das wirkliche frohe Brautpaar.

Kapitel XVIII.

König Mai.

Unter Sturm und Brausen war in der Walpurgisnacht König Mai in seine Lande eingezogen. Wo nur immer sein Scepter hindeutete, da regte und dehnte sich's, wuchs und sproßte. Aber nicht das Regieren allein und Befehlen verstand der hochbegnadete Jüngling, er war in jeder Kunst erfahren, die der Menschen Sinne ergötzt und das Menschenherz beglückt.

Es war ein Maler, wie es keinen noch gegeben. Wie strahlten seine Farben sinnberückend, die Wiesen und Wälder in süß-saftigem Grün. Wo nahm nur sein Pinsel die tausend Farbentöne her? Sogar die winterblassen Kinderwangen wurden purpurn übermalt.

Aber auch ein Musiker ersten Ranges war König Mai. Waren seine Waldkonzerte nicht hochberühmt landauf und landab; oh, es hat wohl noch nie ein Kapellmeister seine Tonkünstler solch berauschende Musik gelehrt.

Durch seine Hochgelahrtheit hatte er sich den Doktorhut erworben. Seine Mittel bestanden nicht aus bittern Tränkchen und klebrigen Pflastern, sondern zumeist aus Veilchen-Jasmin- und Jelängerjelieber-Duft und wonnigen Sonnenbädern. Wahrlich er war ein Arzt, der Alles gesund machte, den Schwachen Kraft, den Alten Jugend, den Hoffnungslosen neuen Lebensmuth einflößte.

Was war aber auch König Mai für ein Herzenskündiger und Pädagog; Eltern und Erzieher konnten bei ihm in die Lehre gehen; dem Himmel verbot er von Haus aus das ewige Flennen, keinen Regen gab es mehr und kein bärbeißiges Stirnrunzeln, ebenso wenig das Toben und Aufbrausen der Winde, das der April in ohnmächtiger Langmuth geduldet. Alles mußte nach seiner Pfeife lachen, tanzen, springen.

Und wenn ein hochnasiges, junges Dämchen sich was einbildete auf seinen schneeweißen Nacken und die Lilienhände, so säumte der König Mai nicht lange, sie dunkelbraun zu brennen, daß sie eher Pfefferkuchen zu gleichen kamen und kein Fünkchen Eitelkeit mehr glimmen konnte. Und wer sich hochmüthig was zu Gute that, daß er geputzter einherging als andere Leute und von Sammet und Seide strotzte, dem heizte er derart ein mit seinen sengenden Strahlen, daß der nur machte, daß er sie wegwerfen konnte, die unbequemen hindernden Stoffe und mit so leichter einfacher Kleidung vorlieb nahm, wie sie nur immer innerhalb der Grenzen des Schicklichen möglich war.

Er war ein Tausendkünstler in des Wortes verwegendster Bedeutung, der holde König Mai, aber dennoch war er vor Allem ein König von Gottes Gnaden. Ein Selbstherrscher durch und durch. Alles mußte ihm huldigend zu Füßen liegen. In keines Unterthanen Herzen duldete er auch nur die Spur einer Erinnerung an seinen Erbfeind, den Winter. Sein Dasein erfüllte Alles, durchdrang Alles, beglückte Alles. Man fühlte von früh bis spät, nur seine beseligende Gegenwart. Stand man Morgens auf, so war das erste, dessen man sich bewußt wurde, er ist da der König Mai. Abends

legte man sich mit der, alle Müdigkeit überwältigenden köstlichen Gewißheit hin, morgen ist er noch da der Mai.

Winter, der unlängst entthronte, konnte sich in seinem wesenlosen Geisterleben noch nicht an die Verdrängung gewöhnen. Er berief sich auf das viele Gute, das er seiner Zeit den undankbaren, treulosen Menschenkindern gebracht und nahm sich in dumpfem Grolle vor, in der Nacht, wenn König Mai und seine Hexenkünste ruhen, den wankelmüthigen Erdenbewohnern seine Wohlthaten in's Gedächtniß zu rufen. Gedacht, gethan! Er schleicht an Annas Lager heran, sie gerade hat er auf's Korn gefaßt, denn das junge Ding ist halb rappelköpfisch gemacht von seinem Widersacher. Richtig, neben ihrem Bett steht ein Strauß Waldblumen, die der Laffe ihr geschenkt.

„Ha, wie raffinirt," murmelt er, hat sie nicht schon den langen lieben Tag, von drei Uhr Morgens bis elf Uhr Abends, genug an den albernen Gaben dieses Firlefanz, will sie auch Nachts noch von ihm träumen? Nichts davon, die Nacht gehört mir. Da kann ich meine Bilder zeigen." Und er stellt einen Rahmen von vertrockneten Reisern vor ihr auf, drin ein Schneefeld und ein paar krächzende Krähen. Nun lacht er sich in's Fäustchen. — Hätte er's nur dabei bewenden lassen; aber er will sich ihr noch deutlicher in Erinnerung bringen und berührt sie an der Schulter mit seinem Eisfinger; schaudernd fährt sie zusammen, schlägt die Augen auf, ein Augenblick des bangen Zweifels und nun überstrahlt ein seliges Lächeln die schlaftrunkenen Züge:

„Gott sei Dank, es war ja nur ein Traum. Du bist noch da, und bleibst nach da, König Mai."

Verdrießlich trottelt der allenthalben Verjagte seines Weges. Es ist nichts zu machen.

Vor der Hausthür liegt ein noch nicht ausgebreiteter Grandhaufen, der nie seine Anziehungskraft einbüßende Magnet, für alle Kinder. Die Kleinen formen in Holzbechern „Sandkuchen", zur Abwechselung streuen sie auch wieder dem behaglich alle Viere von sich streckenden Dachshund, etwas Grand in die Ohren, daß er sich brummig schüttelt und mit seinen kurzen Pfoten, über Kopf und Ohren fährt.

Emmi und Emil machen einen Garten, in dem sie Zweige mit jungen Blättern symetrisch in den Sand stecken und eine bis zum Rande mit Wasser gefüllte Schale eingraben, die den Teich vorstellen soll, alles für die hoch beliebten Papierpuppen. Was thun aber die Vernünftigsten Gescheutes??

Adele, Anna und Marianne, haben sich eine Eisenbahndecke auf den heißen Grand ausgebreitet und liegen und lassen sich von der Sonne bescheinen. Geschäftiger, nie ruhender König Mai, sag', warum stimmst Du denn gerade Deine allerunterthänigsten Diener, Deine glühendsten Verehrer, manchmal so träge? Paß doch etwas auf, sie lassen Alles liegen, Arbeit, Bücher, ja sogar Spaziergänge und folgen unaufhaltsam dem Bedürfniß des Nichtsthuns, und dem köstlichen sich Sonnen.

Man erlaubt sich's ja nicht, bevor die Pflichten einigermaßen erfüllt sind, aber am Sonntag — da haben wir's — darum heißt er ja Sonntag und da soll man sich nicht nach Herzenslust sonnen können?

Adele hatte wohl, Schande halber, ein belehrendes Buch mit hinaus genommen, als sie der Einladung der Kinder folgend, auf den Grandhaufen stieg, aber die

Sonne selbst ist Zeuge, daß sie von zehn bis elf keinmal umgeblättert.

Annas Strickstrumpf ist ihren Händen gleichfalls entsunken und die Stricknadeln stecken in höchst aufgeregter Stellung im Sande. Marianne hat von Haus aus sich das himmlische Faullenzen vorgenommen.

„Du liest ja garnicht Deine ästethischen Briefe, Adele," fragt sie schläfrig, „woran denkst Du?"

„Woran ich denke? Ich weiß wirklich nicht — ich dachte — glaub ich — eben garnicht!" sagte Adele etwas beschämt.

„Das ist ja herrlich, daß Du auch auch nichts dachtest," triumphirte Marianne.

Anna, die durch dieses geistreiche Zwiegespräch aus ihrer Lethargie etwas aufgerüttelt wird, sagt erfreut:

„Ach wie schön, dann bin ich nicht die Einzige, die nichts gedacht hat."

„Ich kann nie ohne zu denken sein," erschallt Heinrichs träge Stimme von der andern Seite.

„Nun und welch schwieriges Problem hast Du denn gelöst," fragt etwas zweifelnd Adele.

„Ich — ich dachte — über den Grand nach, über die kleinen Steinchen, um diesen kleinen Herrgottskäfer, der nicht weiter kommt. Nein — wißt Ihr — aufrichtig — gesagt, habe ich nur Alles so angestarrt, etwas dabei gedacht zu haben, bin ich mir nicht bewußt."

Nein, nein, wenn einem die Maisonne auf die Nase scheint, da denkt man nicht, da träumt man nur, fühlt man nur so unmittelbar das liebe Leben. Wie man da genießt, das weiß nur der, dem grade die Maisonne auf die Nase scheint — und König Mai, der Allwissende.

Die so unverhohlenen Tagediebe wurden bald darauf durch die näselnde Stimme eines Knaben unsanft aus ihrem süßen Müßigange aufgeweckt, der in citronengelbem, russischem Hemde und ausgewachsenen Purpurzitz-Beinkleidern, barfüßig vor ihnen stand.

„Guten Tag," sagte er in der Landessprache, und drehte dabei die Mütze in den Händen.

„Guten Morgen, Jukko, was wünschst Du?" fragte Anna.

Jukko hatte seine Mütze auf's rechte Ohr gesetzt, schien mit größtem Interesse seine ausgespreizten Zehen zu beobachten, die sich tief in den Sand hineingruben, drehte dabei der Reihe nach die Finger aus den Gelenken, daß sie knackten und leierte seine auswendig gelernte Lektion herunter:

„Meine Mutter läßt die jungen Fräulein zu heute Nachmittag zur Taufe unseres kleinen Kindes einladen."

Als er dieses in fliegender Eile hinuntergehaspelt hatte, machte er Kehrt und wollte sich eben in Galopp setzen um das Weite zu suchen, als Heinrich zusprang um ihn an den Schultern packte.

„Was sagst Du da, ist es auch wirklich so?"

„Ja," bestätigte Adele, „Jukko wird Recht haben, als die Kleetenkerlsfrau mich vor ein paar Tagen bat, ihre kleine Tochter über die Taufe zu halten, sprach sie davon, daß sie die „jungen Herrschaften" auch einladen würde."

Emmi hatte längst die Ohren gespitzt, jetzt kam sie eilfertig herbei. „Bin ich auch zur Taufe eingeladen? Wirklich ich auch zur Taufe?"

Solch eine Ehre war ihr noch nicht wiederfahren. Sie klatschte jauchzend in die Hände über diese hinreißend

schöne Aussicht, bei der die Gefühle der Uebrigen etwas getheilter Natur waren. Es half aber kein Widerstreben, einer derartigen Einladung mußte Folge geleistet werden, das war den Kindern schon von früh auf eingeschärft worden.

„Sag' Deiner Mutter, daß wir ihr sehr danken lassen und daß wir mit Freuden kommen werden," sagte nun Anna dem immer noch in Heinrichs Krallen sich krümmenden gelben Harlequin.

„Jetzt nimm die Füße unter die Arme und laufe was Du kannst," rief Heinrich in dessen eisernem Griff Jukko schon einer ausgepreßten Citrone zu gleichen begann; der sauste wie ein Uhrwerk davon und die faulen Sonnenanbeter erhoben sich gähnend und sich streckend von dem lieben Grandhaufen.

„Ich muß noch ein Taufhäubchen fertig machen," sagte Adele mit etwas lebensmüdem Tonfall.

Kapitel XIX.

Die Taufe.

Seit zwei Tagen waren die Eltern in Geschäften zur Stadt gefahren, daher mußte Herrn Wolf's Erlaubniß für die Knaben eingeholt werden, die Taufe in der „Herberge" mitmachen zu dürfen.

Zum Entsetzen der ganzen Familie, brachte Herr Wolf den ganzen lieben Mai hinter seinen Büchern in ungelüfteter, ungestäubter Stube zu. Er murmelte sein bekanntes „meinetwegen" und studirte, von dickem grauem Tabaksqualm umhüllt, weiter. Die Winterfenster waren in diesem dumpfen Tempel der Gelehrsamkeit noch angeklebt und festgenagelt und kein armseliges Frühlingslüftchen hatte noch Einlaß gefunden. Die dunkeln Rouleaux waren sorgfältig heruntergelassen, daß kein naseweiser Sonnenstrahl sich hinein stehlen konnte. Marianne, die den Kopf zur Thür hineingesteckt hatte, um für die Knaben zu bitten, zog sie augenblicklich wieder zu, es kam ihr wie ein Frevel vor, im Mai solche Gerüche zu athmen.

König Mai, duldest Du einen solchen Rebellen?

Nach dem Mittagessen schritt die junge Gesellschaft in feierlichem Gänsemarsche der Herberge zu, wo die Hofbeamten ihre betreffenden Wohnungen hatten. Auf den zwei Stufen vor der Hausthür hockten die Kinder

in ihrem Sonntagstaat und sehr gehobener Stimmung. Ihre glatten Flachsköpfe rochen nach alter Butter, aber die braungebrannten Gesichter strahlten vor Freude, als sie allesammt den jungen Herrschaften eine schallende Patschhand gaben, worauf dann der unentrinnbare etwas zweideutig feuchte Kuß erfolgte.

„Du müßtest Dich doch zur Taufe schnauben, kleiner Hahn," konnte Anna sich nicht enthalten, einem kräftigen Pausback zu sagen, der von Allen am Aergsten von Schnupfen heimgesucht schien, aber im selben Moment bereute sie bitter das unbedacht ausgesprochene Wort, denn in fürchterlichem Gehorsam griff der Junge augenblicklich nach seinem keinen Wolkenriecher, was die Gesellschaft in wilder Bestürzung auseinander stieben machte.

„Trifft es mich oder trifft es dich," trällerte Heinrich in das Vorhaus tretend, wo er in einer dunkeln Ecke Hinke-Liesos ansichtig wurde, die sich heute merkwürdig bescheiden in den Winkel drängte, trotz der reinen Schürze und des sittsam unter das Kopftuch gekämmten Haares.

Sie mußte die Gedanken der Kinder errathen haben; „ich bin nur hergekommen um die Tassen und Gläser zu waschen und die Krumen zu bekommen, die von der Reichen Tische fallen, ach ja, ach ja im Himmel wir das anders sein, da ist Alles, Alles umgekehrt."

„Sie denkt an Mama's Waschschüssel," sagte Heinrich.

Die Aufsehersfrau trat ihnen in funkelnagelneuem rasselndem, blauem Zitzkleid und langen, über die breiten Schultern flatternden Haubenbändern entgegen; nach gönnerhaftem Gruß nöthigte sie sie in die Thür, aus

der ihnen eine Gluth entgegenströmte, die den Kindern einen gemischten Genuß für die nächsten Stunden verhieß.

Die übrigen Gäste waren schon versammelt, die Honoratioren unter den Hofsleuten standen mit dem Schulmeister und Küster um den Ofen, während der weibliche Theil der Taufgesellschaft sich zu der jungen Mutter hinter die weißen Leinvorhänge die das breite Bett umgaben, zurückgezogen hatte, auf dessen Ende diese in rosa geschmückter Tüllhaube, das Neugeborene an der Brust, saß.

Adele und die Mädchen schlüpften gleichfalls hinter die schützende Gardine, wo es ihnen gemüthlicher war, als in Gesellschaft der Männer.

Als der Küster die ersten Worte des Taufliedes vorsagte und mit vibrirender Stimme intonirte, stampften erst die Kinder von draußen mit Lärmen herein, die Männer husteten und räusperten sich, die Weiber raschelten sich theils hinter, theils vor der Gardine in Ordnung; es ward erst still unter den Großen, als der Täufling sich mit steinerweichendem Gebrüll, als wichtigstes Glied bemerkbar machte.

Die kleine strampelnde Königin des Festes, brachte ihre junge Taufmutter ziemlich außer Fassung und ein Musselin Schnuller, den die hochwichtige Aufsehersfrau mit einem großen Stücke braungebrannten Pfannkuchen in das offene Schnäbelchen steckte, war auch nicht angethan, Adele zu beruhigen.

Nach der heiligen Handlung segelte die vielwesrige Aufsehersfrau auf ihr unschuldiges Opfer los, um es schleunigst zu entkleiden, „dann wird sie hübsch und glück-

lich" meinte sie weise, welche Begriffe sich für sie zu decken schienen. Dann verschwand sie wieder hinter der Bettgardine, von wo aus man vielversprechendes Gläsergeklirr vernahm. Die Knaben sahen sich nicht getäuscht in ihrer süßen Ahnung, daß nunmehr der Höhepunkt des Festes gekommen. Ganz beängstigend bauschte der Vorhang, sich wie von unnatürlichen Formen auf und in ihrer ganzen Pracht erschien die bunte Aufsehersfrau mit einem Theebrett voll riesiger Weingläser und Landrin-Bonbons, in der Rechten eine Flasche Muskat-Lünell.

Die Knaben ließen sich keineswegs lang nöthigen und die Hebe hatte es leichter, als bei den Mädchen, ihre Gläser nochmals zu füllen.

Es war allmählig erstickend heiß geworden in dem Zimmer, das durch zwanzig bis dreißig Menschenkörper, Nachmittagssonnenschein und den unvermeidlichen Backofen um die Wette geheizt wurden:

„Kleine Kinder wollen Wärme," meinte die weise Tonangeberin.

Von dem zeitigen Aufbruch der jungen Gutsherrschaft durfte nicht die Rede sein.

„Sie können doch nicht mit leerem Magen nach Hause gehen, das wäre eine nie auszuwetzende Schande für die Gastgeber; im Augenblick wird das Abendessen erscheinen." Dieser Augenblick aber währte zwei Stunden, während welcher die Tische apart für Männlein und Fräulein gedeckt wurden.

Als Herold erschien nun endlich ein recht unangenehmer, etwas brenzlicher Duft, darauf folgten Berge von Blutwurst, Ferkelsülze, dicker Milch, groben Waizen-

brodes, Kohlgrütze und wie die urechten Taufspeisen alle heißen.

Und nun mußte man essen — essen — essen! Zwei- und drei Mal ging es die Reihe herum: zuerst Wurst, dann Palten, dann Sülze, dann gesalzenes Schaffleisch, dann dicke Milch.

Mit weit aufgerissenen Augen sahen die Kinder dem Vertilgen zu; die Männer gegenüber nahmen sich wirklich ausnahmslos jedesmal vor, und schmausten immer mit demselben Appetit. — Dann wurde in ungeheuren Krügen Kaffee gereicht. Man aß und trank, trank und aß, bis der helle Schweiß einem auf der Stirne perlte, mit einer Todesverachtung, die einer bessern Sache werth gewesen wäre.

Die junge Mutter, die sich auch jetzt noch nicht zeigen durfte, schien in ihrem Versteck derselben edlen Beschäftigung obzuliegen, denn es war auch nicht wenig, was die sorgsame Aufsehersfrau ihr hinter der Gardine zusteckte, und wenn ihr der Täufling ihr nicht geholfen hat, so ging es nicht mit rechten Dingen zu.

Die übrige Gesellschaft verharrte noch in voller Thätigkeit, als Adele sich endlich ein Herz faßte, und sich erhob. Diesmal wurden sie auch von der Vergnügungsvorsteherin gnädig entlassen. Sie verfügten sich noch einmal hinter den Vorhang, um von der kauenden jungen Mutter Abschied zu nehmen, die sich den Mund mit dem Handrücken wischte und das dicke Tuch von der rothen Stirn der neuen, kleinen „Atele" entfernte, der jeder noch einen Kuß geben wollte. Nach einem derben „shake hands" mit dem Vater, trat man endlich hinaus in den wunderlieblichen Frühlingsabend.

Nur Emmi sagte seufzend:

„Nun ist der Tag geschieden,
Auf den ich mich gefreut!“

„Kinder, ich mach noch einen kleinen Abstecher in den Wald; Herr Wolf bemerkt es doch nie, ob man um acht oder neun Uhr an den Theetisch kommt,“ sagte Adele und lief den Kindern voraus.

Kapitel XX.

Das Pathchen.

Am folgenden Tage wurde die Eichwald'sche Jugend durch die plötzliche, sehr aufgeregte Erscheinung der Aufsehersfrau, von ihren Nachmittagsarbeiten aufgescheucht, die mit fliegendem Athem die schwere Erkrankung der Kletenkerlsfrau, der Herrschaft melden kam, in der Hoffnung, daß die Hausfrau schon zurück sei. Die jungen Mädchen waren ganz rathlos. Die Einzige, die allenfalls hätte helfend eingreifen können, die alte Köchin, hatte sich Urlaub erbeten und war auch nicht zu Hause. Herr Wolf, dem Anna in dem Gefühle der auf ihr ruhenden Verantwortung um Rath anging, deutete die Symptome dahin, daß sie sich wohl am gestrigen Tauftage etwas überfressen habe. Die Aufsehersfrau hatte nämlich mit größter Genauigkeit die fürchterlichen Stiche beschrieben, die der Kranken auf der rechten Seite in die Brust und aus dem linken Ohr wieder herauszogen, ferner ein Gänseei, das ihr in der Gurgel unaufhörlich auf- und abspaziere, sowie ein räthselhaftes „Schlagen in allen Sehnen."

„Ich gehe mit Ihnen zur Kranken," sagte Adele entschlossen der aufgeregten Berichterstatterin. Sie fand wirklich die gestern noch so aufgeputzte rothglühende Frau recht elend sich in ihrem Bette herumwälzend, in hohem Fieber und irreredend. Der Mann saß auf dem Bettrande, versuchte die Frau zu halten und

weinte dabei. An der muldenförmigen Wiege, die an einer elastischen Stange von der Lage herunterhing, stand der citronenfarbige Jukko und schaukelte aus Leibeskräften den Säugling, der herzzerreißend schrie und sein offenes Mäulchen hungrig zur Seite zu drehen versuchte, wo es sich immer nur an das blaue Kissen rieb.

„Sie wird sterben," jammerte einmal übers andere der Mann, „das ist die Todeskrankheit."

„Jawohl," bestätigte die Aufsehersfrau, „das wird nichts anderes sein! Ich habe eine Schwester gehabt, die auch ebenso nach dem Tauftage ihres Kindes starb. Ja, ja, es war alles genau so wie hier. Seht — seht — ganz so wand sie sich und schrie und dann kamen in der Nacht Krämpfe dazu, und als sie gestorben war, wurde sie ganz schwarz."

Die wirklich fast zu Tode geängstigte Kranke riß die brennenden Augen auf und heftete auf die grausame Erzählerin einen Blick voll Entsetzen.

„So hören Sie doch mit ihrem Schwatzen auf," sagte Adele entrüstet, „sie ist gewiß nicht so krank, aber Sie bringen ihr den Tod. Jetzt dürfen Sie kein Wort mehr sprechen und bringen das schreiende Kind fort, das kann ihr schaden."

„Ja, Fräulein, Sie haben gut sagen, ich soll das Kind fortnehmen," antwortete sie mit einem scheuen Blick auf das muthige Mädchen, „aber wo thue ich's denn hin? Es will Nahrung haben, Sie sehen es ja. Alle Milch vom Morgen ist sauer geworden in dieser Hitze, und das einzige Weib, das helfen könnte, steckt Kartoffeln auf des Herrn Feld."

Das arme kleine Dingchen dauerte Adele in der Seele. Sie nahm es aus der Wiege und fühlte eine

Art von Schuldigkeit ihm in dieser ersten Lebensnoth, als Pathe hilfreich beizustehn.

„Gebt es mir, ich nehm es mit," bat Adele, „wir wollen es pflegen bis die Mutter gesund ist."

Nichts konnte den aufgeregten geängstigten Leuten willkommener sein.

Die Aufsehersfrau wickelte das kleine Würmchen in ein altes Tuch, und Adele trug es hinaus zu den ungeduldig wartenden Kindern.

„Was hast Du da?" riefen alle. Adele wehrte ihnen, nicht so täppisch zuzugreifen, und sagte:

„Ich habe das Kleine mitgenommen, wir wollen es etwas pflegen; die Mutter ist wohl sehr krank.

Zu Hause angekommen, wurde zwischen Herrn Wolf, Adele und Anna ernstlich Rath gehalten, worauf doch trotz des hereinbrechenden Abends, nach dem Doktor geschickt wurde, da der Fall schleunige Hilfe zu erheischen schien.

Im Grunde war es doch sehr amusant, das kleine Bauerkindchen zu haben und sich so wichtig und geschäftig, bei seiner Wartung vorzukommen. Vor Allem mußte es umgekleidet werden. Man kramte alle Babysachen von Louischen heraus, ein Bad wurde in Louischens Wanne bestellt; Marianne, die eben das enge Wickelband, das wie der Faden die Seidenraupe, das unglückliche Geschöpfchen unbarmherzig einschnürte, abwickeln wollte, prallte aber zurück und rief:

„Ach es ist—, es riecht nicht sehr schön."

„Geh Du mit Deiner vornehmen Nase," sagte sie wegschiebend die ältere Schwester, „das werde ich alles thun, mich genirt es weniger."

Es war ihr ein ganz bequemer Vorwand, die

Schwester zu entfernen; hatte sie doch schon längst die brennendste Lust nach dem lebendigen Spielzeug gehabt, es aber den andern nicht zeigen wollen.

Nun war Anna in ihrem Element. Mit weicher, geschickter Hand löste sie alle die unnatürlichen Fesseln.

„Seht wie fest das schmale Haubenband ihm unter das Kinnchen gebunden ist; und die kleinen Aermchen sind ganz angeklebt an das grobe Hemd."

Das Kindchen hörte auf zu schreien, sobald es sich seiner Banden ledig fühlte, und dehnte und streckte sich behaglich und warf die Arme um sich, auf denen der grobe Saum des Aermels sich abgedrückt hatte und kratzte sich Stirn und Wangen. Anna schnitt ihm behutsam die kleinen scharfen Nägel ab. Dann wurde es in das lauwarme Bad getaucht. Die jungen Wärterinnen hatten die Aermel aufgerollt, sich große weiße Schürzen vorgebunden und summten und schwirrten wie ein Bienenschwarm um das kleine Wesen herum, das sich als Mittelpunkt sehr gemüthlich zu fühlen schien.

Von der sehr naheliegenden Gefahr, zwischen so vielen es auf einmal haltenden Händen kopfüber in's Wasser zu fallen, hatte es keine Ahnung, und blickte mit großen Augen zur Lage hinauf, während es mit duftender Seife und weichem Wollentuch gründlich gewaschen wurde.

Dann wurde es eingepudert und in seine Windeln gewickelt, nach Mama's Rezept mit warmer Milch, Wasser und Zucker gefüttert und schlief auf Anna's Armen ein, die nicht mit Bitten nachließ, bis Adele ihr das Näherrecht auf die Nacht abtreten mußte.

Als am späten Abend die Eltern heimkehrten, waren sie nicht wenig überrascht, ein so junges Kinderstimmchen

zu vernehmen. Der Verlauf der ganzen Geschichte wurde etwas zaghaft von Anna vorgetragen; die Mama klopfte sie lobend auf die Schulter.

„Du hast Dich ganz brav benommen!"

Dann ging sie mit Adele hinunter in die Herberge, da der Arzt erst bei Tagesanbruch erwartet werden konnte.

Die von der Feldarbeit heimgekehrten Weiber hatten sich um das Krankenbett gruppirt und sangen laut und schrill Sterbelieder, der Kleetenkerl saß immer noch auf dem Bettrande und hielt die in Fieberphantasien um=sichschlagende Frau in den Armen, während die hellen Thränen ihm die Wangen herabrollten.

Frau von Eichwald's erste Sorge war, vor allem rein Haus zu machen, indem sie die wehklagenden Wei=ber in ihre betreffenden Wohnungen schickte. Dann öffnete sie die Fenster und reichte der Kranken einen kühlenden Trank. Ruhe und frische Luft verfehlten nicht, bald ihre Wirkung zu thun, so daß die Fiebernde mit klarem Blick die Herrin anzusehen vermochte.

Der Mann traute seinen Augen nicht. War ein Wunder geschehen? Hatte die „Frau" durch ihre bloße Gegenwart sein Weib vom Tode errettet?

Er horchte aufmerksam auf alle Verhaltungsmaß=regeln die Frau von Eichwald ihm noch für die Nacht einschärfte und war voll Dankens und Lobens, als sein Weib bald nach dem Fortgehen der Gutsherrin sanft einschlummerte.

Adele und Anna mußten seitens des Doktors ein wenig Spott einstecken, weil sie ihn unnützerweise den weiten Weg durch die Nacht zu fahren, veranlaßt hatten. Sie schoben aber mit großer Gewandtheit alle Schuld

Herrn Wolf in die Schuhe und als Papa, an den Kaffeetisch trat, den die Mädchen des Doktors wegen schon um sechs Uhr besorgt hatten, und für den Abend eine Schnepfenjagd „mit Weibern" im Birkengehege ankündigte, ließ der eben noch so eilige Heilkünstler seine Droschke wieder abspannen. Der Schnepfenstand ging ihm über Alles, das wußte der gute Papa und hatte es sehr richtig erwogen, daß eine derartige Aussicht die Schuld der Mädchen und des unschuldigen Herrn Wolf, in des Doktors Augen wett machen würde.

Der Schnepfenstand! Das war auch die Achillesferse, an der König Mai seinen hartnäckigen Gegner, Herrn Wolf, zu treffen beabsichtigt hatte.

Und ob es ihm gelang!! Mit Haut und Haaren wurde er hineingezogen in alle Mailust. Anfangs etwas brummig an seines Freundes, des Doktors Arm, von einem Kapitel in der Geschichte des dreißigjährigen Krieges murmelnd, das nothwendiger Weise heute noch gelesen werden mußte, zuletzt aber der leidenschaftlichste Stillesteher, der den Damen bei dem leisesten Geräusch eine grimmige Fratze schnitt und sie für alle Frühlingsabendgeräusche, die von Vögeln, Käfern und dem Erdkrebs herrührten, verantwortlich machen wollte.

Als Alles schon in den Federn lag, suchte Herr Wolf schließlich noch bis Mitternacht nach einer verfallenen Schnepfe. König Mai hatte ihn besiegt. Zu seinen Füßen lag er als sein inbrünstigster Anbeter.

Aber auch die Gelehrtenzelle ward von dem Sieger eingenommen, denn kaum hatte ihr Bewohner die Flinte vom Nagel genommen, als das gewandte Stubenmädchen einen rasch gefaßten Plan zur Ausführung brachte. Mittelst Waschkübel, Scheuerlappen, Bürste und Seife,

wurde eine für Auge und Nase ungemein wohlthuende Revolution hervorgebracht, wie sie seit Monaten nicht statt gehabt.

Trotz der Neigung zum „Dolce far niente", den der allein rührige König Mai den Menschenkindern einflößte, wurde in Eichwald wacker an Adelens Ausstattung gearbeitet; nur wenn Papa zur „qualifizirten" Schnepfenjagd einlud, juckten Allen die Füße und das Weißzeug wurde zeitiger als sonst, in die große Kommode gepackt.

Am Johannitage sollte die von allen Kindern heißersehnte Hochzeit stattfinden, die schon geraume Zeit das einzige Gesprächsthema im Schulzimmer bildete. So lieb sie ihre Adele gewonnen, und so traurig ihnen der Gedanke an eine Trennung von ihr war, so nahmen sie doch Alles hin, im Hinblick auf eine Hochzeit im Hause. Für Adele strich die Zeit viel zu schnell dahin, denn ihr Herz hatte für die ganze Familie so feste Wurzel gefaßt, daß der Gedanke an's Losreißen ihr ein schmerzlicher war. Viel zu schnell auch für die Mama, die sie wie eine Tochter liebte, und für Anna, der sie die treueste, verständnißvollste Jugendfreundin geworden.

Auch besorgten Mutter und Tochter die Aussteuer würde nicht fertig werden, an der sie mit Hilfe einiger Nähterinnen fleißig arbeiteten. Was aber gingen diese Bedenken die Kinder an, von Marianne herunter, zählten sie in brennendster Ungeduld die Tage und Stunden bis zum Hochzeitstag. Marianne, Anna und sogar Emmi sollten Brautschwestern sein und auch für sie wurden weiße Hochzeitskleider angefertigt.

Auf dem Gang zum Birkenwäldchen, wo Adele mit den Kindern den Nachtrab bildete, kam alsbald wieder

die Hochzeit auf's Tapet. Die Kinder stritten sich, wer als vierte Brautschwester unter den jungen Mädchen der Nachbarschaft gewählt werden sollte. Emmi meinte es könnte eigentlich nur Tante Minchen sein, als des Bräutigams nächste und jüngste Verwandte, da die drei Tanten zur Hochzeit erwartet wurden. Marianne machte sich Sorgen darüber, wie sie Adele in der Kirche aus den wollenen Shawls und Seelenwärmern der Tante Frederike befreien würde. „Und Mama's Respirator müssen wir vorher verstecken, denn sie wird ihn Adele gewiß vorbinden und dann kann sie nicht das „Ja" vor dem Altar sagen."

Es ward beschlossen, alles Wärmende was möglicher und unmöglicherweise, um und angelegt werden könnte, aus dem Bereich von Tante Frederikens Augen zu entfernen, damit sie kein Gelüsten verspüre, Adele vor einer Erkältung zu schützen. Anna meinte tröstend, dafür sei keine Gefahr, sie werde überhaupt nur Tante Minchen mit derlei quälen, die sei schon einmal dazu da, und Tante Frederike brauchte gar kein anderes „In-Acht-nehme-Objekt" als die langmüthige, opferwillige Schwester.

Da lächelte Adele ein klein wenig wehmüthig und sagte leise:

„Ach nein, Anna, das kann man wohl eigentlich nicht sagen; als ich im Winter bei ihnen war, fing sie mit mir wohl ebenso an. Ich mußte drei Paar wollene Strümpfe anziehen um in die Kirche zu fahren, und in meinem Bett lag immer eine Wärmflasche."

„Du Aermste," rief Marianne, „was für einem gräßlichen Leben gehst Du entgegen, bei den drei alten Schachteln und diesem langweiligen —"

„Oh nein, Marianne, so schrecklich wird mein Leben gar nicht sein; Du kannst Dich beruhigen, und wenn Tante Friederike auch ein bischen ängstlich ist, so nimmt man das so gerne in den Kauf, wenn man mit so viel unverdienter Liebe überhäuft wird.

Adele hatte Thränen in den Augen, als sie dies mit ernstem Nachdruck sagte, und keines wagte ein Wort zu erwidern.

Marianne fühlte Aller Blicke auf sich ruhen, statt daß sie wie sonst ihre Witze auf der alten Tanten Rechnung belachten. Die liebe Lehrerin wegen der Kränkung sofort um Verzeihung zu bitten, gestattete ihr Trotz ihr nicht und das leider immer noch nicht mit der Wurzel ausgerottete kindische Befürchten, daß man sich etwas vergiebt, wenn man frei und rückhaltlos seine Schuld eingesteht und um Vergebung bittet. Das können nur Kinder thun, meinte sie, und sich wie Kind benehmen, erschien ihr die tiefste Demüthigung, die unauslöschlichste Schmach. Lange ließ aber die innere Stimme ihr keine Ruh, die ihr immer schließlich zum genauen Unterscheiden von Recht und Unrecht verhalf. Sehr bald ward ihr klar, daß sie nicht nur sich den Genuß am Spaziergang verdorben, sondern bei Adele viel gut machen hatte. Am selben Abend trat sie vor Adelens Bett und fiel ihr schluchzend um den Hals:

„Kannst Du mir verzeihen?"

Adele war glücklich über die Veränderung zum Bessern in diesem trotzerfüllten Kinderherzen. Sie wußte es nun, sie hatte während ihres Wirkens in diesem Hause doch eines erreicht, Marianne war weicher nachgiebiger geworden und auf dem Wege zu mädchenhafter Zartheit

des Tactgefühls. Sie drückte sie ans Herz und konnte nichts sagen als:

„Ich habe schon Alles vergessen, Marianne, und weiß, daß Du so etwas nie mehr sagen wirst."

„Nie, nie mehr," betheuerte Marianne, „schilt mich und mach mich tüchtig herunter, das ist viel leichter, als wenn Du mir immer gleich verzeihst und mich dabei traurig ansiehst."

„Wirklich Marianne ich bin nicht traurig, denn ich hoffe bestimmt, Du wirst jetzt Deine Worte siebenmal im Munde umdrehen, ehe Du sie aussprichst. Ich kenne Dich und wenn Du auch noch einmal in den alten Fehler verfällst, so wirst Du doch bald das richtige Wort finden, und den wieder versöhnen, den Du beleidigst."

„Das hoffe ich nun wohl, liebe Adele, aber wenn Du mir auch verzeihst und andere freundliche Menschen, die ich ärgere, so hilft mir das immer nicht, denn es bleibt mir selbst, ob ich der Verzeihung der anderen gewiß bin oder nicht, immer eine unbeschreibliche Scham über mich selbst nach, die ich erst nach langer Zeit los werde, gewöhnlich erst dann, wenn wieder eine neue Unart vorliegt, die ich wieder bereue, so daß ich eigentlich nie ganz froh sein kann, denn ich muß mich immer schämen, weil ich immer einem Menschen gegenüber schlecht gewesen bin."

Nun erkannte Adele wieder den wahren, ehrlichen Sinn ihres Zöglings und hatte ihre Herzensfreude daran.

„Siehst Du, was Du mir eben sagst, ist mir der beste Beweis dafür, das Du im Begriff stehst, loszukommen von dieser ununterbrochenen Reue, unter der Du leidest, denn daß Dir Deine eigenen Gewissensbisse

mehr zu schaffen machen, als was die Menschen über Dich denken, bürgt mir dafür, daß Du auch bald soweit sein wirst, es immer seltener zu der Ursache solcher Gewissenspein kommen zu lassen. Das allein Richtige und Förderliche ist, wenn wir uns selbst ein strengerer Richter sind als unsere Umgebung, nur dann können wir uns bessern."

„Gute Nacht Adele, Du mußt schlafen, was wird Onkel Jakob sagen, wenn Du morgen blasse Wangen hast, wenn er ankommt, und dann fühle ich mich schuldig und kann mich nicht mit Euch freuen."

„Freue Dich über Alles, Marianne, schütte Deine innerliche Schande, wie Du es nennst, vor dem lieben Gott aus und mache einen Strich darunter und nimm kein Saldo hinüber auf die reine, neue Seite Deines Gewissensconto, das erlaubt Dir der vergebende Gott, glaube es mir."

„Es ist komisch", sagte Marianne mit drollig nachdenklichem Ausdruck, früher als ich kleiner war, kam es mir immer vor, als wenn Mama und Alle mir schreiendes Unrecht thaten, wenn sie mich schalten, und nun scheint es mir, als bekäme ich eigentlich viel zu wenig Schelte, als wüßte ich ganz allein, wie viel ich im Grunde verdiene."

„Weißt Du, daß Du mir mit diesem Geständniß den ersten Beweis lieferst, daß Du die Kinderschuhe ausziehst? das ist ein Gefühl, das wir Erwachsene haben und das allein zur Selbsterkenntniß führt, die Kindern nicht gegeben ist."

„Ich komme mir jetzt garnicht so viel erwachsener vor, im Gegentheil, ich denke viel seltener daran, ob man mich auch als „Große" behandelt; früher konnte ich fast an nichts anderes denken."

„Dann gratulire ich Dir von Herzen", sagte lächelnd Adele, dann bist Du dem Erwachsensein ein gutes Stück näher gekommen."

„Hurrah!" rief Marianne und klatschte in kindischer Selbstvergessenheit in die Hände, daß Adele laut auflachen mußte.

„Sieh, wie Du Dich freust; wer sagte mir denn aber eben noch, daß er es garnicht mehr so wünscht, erwachsen zu sein?"

Marianne versteckte die brennenden Wangen in die Decke, konnte sich aber des Mitlachens nicht enthalten.

„Jetzt geh zu Bett, Marianne, wir wollen nun schlafen und morgen recht lustig sein."

„Ach, Adele, ich möchte auch Braut sein", hauchte der Backfisch in den Kissen.

Adele, die sich vergeblich anstrengte, den verwühlten Kopf herauszugraben, lachte noch herzlicher.

„Du willst Braut sein, kleine Tolle, was denkst Du denn eigentlich?"

„Ach, ich weiß nicht was ich denke, es muß nur so herrlich sein sich so wichtig machen zu können!"

„Mache ich mich denn so wichtig?"

„Oh nein, aber ich würde —" da merkte sie erst, was für Ungereimtheiten sie aussprach, und lief lachend hinaus, ohne die Hände von den Augen zu nehmen. Sie steckte nochmals den Kopf hinein und bat eindringlich: „Aber Du sagst es Niemand, Adele, daß ich so gerne —"

„Heirathen möchte mit vierzehn Jahren", ergänzte Adele! — „Nein, nein, sei ganz ruhig, dieses hochwichtige Geheimniß behalte ich für mich. Schon einfach aus egoistischen Rücksichten, denn weißt Du, die Lehrerin ist

auch immer einigermaßen verantwortlich für die Thorheiten ihrer Schüler."

„Nein, nein, das ist nicht wahr, Du bist an keiner meiner Dummheiten mit Schuld, nicht um einem Haarbreit, das kann Niemand sagen." Damit warf sie noch eine Kußhand ins Zimmer und war mit einem Satz im Bett.

Kapitel XXI.

Hochzeit. — Abschied.

Der Vorabend des Hochzeitstages war herangekommen. Alles war in Festes-Stimmung und Alles prangte im Festes-Schmuck. Die Gastzimmer waren theils schon von Gästen bewohnt, theils in schönster Ordnung, ihrer Bewohner harrend.

Das Tantenkleeblatt war schon seit zwei Tagen eingetroffen; heute erwartete man den Bräutigam.

Am Abend sollten die Geschenke abgegeben werden, und die arme Adele wurde von einem Zimmer ins andere geschoben und alle Augenblick wurden ihr die Augen zugehalten, wenn irgend ein verdeckter Gegenstand in den großen Saal, wo die Bescheerung stattfinden sollte, durchgetragen wurde.

Es war ein Verstecken, eine Geheimniß-Krämerei, fast wie zu Weihnachten, nur mit dem Unterschiede, daß es ein wunderbar, sonnendurchglühter Johannisabend war.

Adele fühlte sich dermaßen allen Geschäftigen im Wege, daß sie die beiden Kleinsten an die Hand nahm, die nicht weniger wie sie hin- und hergetrieben wurden, um mit ihnen ihrem Bräutigam entgegen zu gehen. Als sie diese Absicht ganz harmlos äußerte, wurde ihr mit großem Halloh bedeutet, daß sie daran nicht im Entferntesten denken dürfe, da Onkel Jakob die Haupt-

überraschung mitbringe. Es half nichts, daß sie die Vermuthung aussprach, der Bräutigam würde doch sein Geschenk, wenn er überhaupt eins brächte, was übrigens sehr unnütz sei, im Koffer eingepackt haben. Dieser Vermuthung wurde mit homerischem Lachen begegnet, und ihr für alle Fälle ernstlich untersagt, bei Onkel Jakobs Ankunft auch nur in Seh- oder Hörweite zu sein. Sie fügte sich kopfschüttelnd der Stimmenmehrheit.

„Onkel Jakob bringt ein furchtbar großes Geschenk mit, fast so groß . . .“ wollte Emmi erklären, bekam aber dafür von Heinrich einen nicht sehr zarten Rippenstoß, der sie verstummen machte.

„Dummes Ding, zischelte er dabei, nun wird Adele so lange nachdenken bis sie es heraus hat.“

Aber Adele dachte keineswegs an das große Geschenk; die um die Herrschaft streitenden frohen und ernsten Gedanken, trieben sie endlich in ihr Zimmerchen, das sie nun verlassen sollte und wo sie fast ein ganzes schönes, sonniges Jahr verlebt. Mit welchem Zagen hatte sie es an dem Augustabend betreten und wie hatte sich Alles so unbegreiflich glücklich gestaltet.

Sie dachte an ihren Bräutigam, und wie sie ihm das bisher so einsame Leben verschönen wolle; dann dachte sie an ihr Schwesterchen und ob es einmal möglich sein würde, es in das Haus aufzunehmen, das nun ihre Heimath werden sollte. Oft hatte sie es schon gewagt, mit ihrem Bräutigam davon zu sprechen und war immer der größten Bereitwilligkeit bei ihm begegnet, aber nach dem „Wann“ des Wiedersehens zu fragen, konnte sie nicht über die Lippen bringen. Gar zu oft betonte er es, wie sehr er sich des Alleinseins mit seinem Frauchen freue, und dann entsank ihr stets für den

Augenblick der Muth von ihrer Schwester zu sprechen, konnte sie wissen, ob der Gedanke an deren Gegenwart ihm auch ein angenehmer war, vielleicht war er ihm gar ein sehr schwerer und er opferte ihr seine Wünsche aus lauter Güte und Liebe?!

Das waren Kämpfe, wie sie in letzter Zeit häufig Adelens Herz beschwerten; sie konnte nicht zuviel von seiner Liebe verlangen, und doch war sie die einzige Stütze ihrer Schwester und durfte sie nicht verlassen, das hatte sie beiden Eltern auf ihrem Todtenbette gelobt, das wiederholte ihr zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ihr eigenes Gewissen. „Wie wird Alles werden?" tönte es beständig wieder in ihren Gedanken und heute war ihr Herz verzagter als je.

Sie saß auf dem kleinen Sopha, hatte die Stirn in die Hände gestützt und war tief versunken in die auf sie einstürmenden Gedanken, so daß sie das leise Pochen an der Thür nicht hörte. Erst als ein kleines Stimmchen schüchtern fragte: „Tante Adele, dürfen wir hereinkommen?" stand sie eilend auf, wischte sich die Thränen aus den Augen und öffnete die Thür.

Da standen Fritz und Louischen in weißen Kleidchen und Kornblumenkränzen und Fritzchen sagte: „Wir kommen Dich in den Saal zu bringen, wo Alle auf Dich warten; bitte, binde Dir zuerst dieses Tuch um die Augen."

Adele that es gehorsam, dann gab sie den Kleinen die Hände und ließ sich leiten. An der Saalthür empfing sie der Bräutigam, dem ebenfalls die Augen verbunden waren.

Erst als das Brautpaar vor dem großen Tische stand, durfte es die Augen öffnen, die fast geblendet waren von den schönen Sachen, die ihnen von Ver-

wandten und Bekannten in entzückender Harmonie gruppirt, dargebracht wurden.

Alles hatte nicht einmal Platz auf dem tausendfüßigen Eßtisch. Was eigene Füße hatte, stand nebenbei; über einem Stuhl gehängt prangte ein Prachtteppich, auf dessen geschmackvolles Muster Frau von Eichwald Adele aufmerksam machte, auf die gütige Geberin Tante Minchen weisend. Ganz beschämt und gerührt wandte Adele sich von dem Einen zum Anderen, um immer wieder für all die Herrlichkeit zu danken.

Als sie in die Nähe des Teppichs trat um das weiche Sammetgewebe in der Nähe zu bewundern, fuhr sie unwillkürlich einen Schritt zurück.

„Was ist das, es bewegt sich etwas darunter?!"

Im selben Augenblick fiel aber auch der Bau zusammen und eine leichte, weiße Mädchengestalt sprang heraus und Adelen schluchzend an den Hals.

Diese war starr, und blickte sie wie abwesend an, bis sie ihrerseits mit Schluchzen ihrem Bräutigam in die Arme sank; dann noch einmal der Schwester in die Arme, dann Frau von Eichwald in die Arme, dann Herrn von Eichwald beinah in die Arme. Es war zu groß, zu überwältigend, das Glück; sie meinte, es nicht tragen zu können!

Es blieb aber auch kein Auge trocken bei diesem Jubel, nur die der Kleinen, die trotz allem seligen Kindheitsglück das Eine, wonnevollste, die Freudenthräne nicht kennen.

Nun gings an ein Fragen und Erzählen. Schon seit Monaten hatten Frau von Eichwald und Onkel Jakob sich nach einer passenden Reisegesellschaft für Helene umgesehen, bis es ihnen wirklich gelungen war,

eine solche ausfindig zu machen. Ein paar Tage hatte das junge Mädchen bei Verwandten der Eichwald'schen Familie in der Stadt zugebracht, denn Onkel Jakob bestand darauf, daß er seiner Braut keine andere Polterabendgabe bringen wollte, als die Schwester, wie sie leibt und lebt. Alles war so prächtig gelungen, und die Freude dieses Abends eine vollkommen reine, nicht nur für die Hauptbetheiligten, sie strahlte wieder auf all den lustigen Gesichtern.

Diese Nacht schliefen die Schwestern zusammen in Adelens Zimmer; sie wachten vielmehr zusammen bis hoch in den goldnen Johannismorgen hinein. Was hatten sie nicht Alles zu sagen und zu fragen? Ueber Vergangenheit und Zukunft, und manche Thräne mischte sich in das selige Geplauder. Helene hatte Blätter und Blumen für die Schwester mitgebracht, von dem Grabe der Eltern, das nun wohl lange nicht von einer Kindeshand gepflegt werden sollte.

Am andern Morgen ward Helene selbstverständlich unter die Brautschwestern eingereiht.

Die Trauung sollte nach Schluß des estnischen Johannisgottesdienstes stattfinden, und um 12 Uhr hielt eine stattliche Reihe Kutschen, Kaleschen, Droschken ꝛc. vor der Eichwald'schen Freitreppe; die mit ihrem Hochzeitsstaat zeitiger fertig gewordenen Knaben besteckten sie von allen Seiten mit grünen Zweigen, bis sie endlich von einer sommerlich hellen Hochzeitsgesellschaft bestiegen wurden.

Eine große Volksmasse hatte sich auf dem Hügel, den die hübsche kleine gothische Kirche krönte, gelagert, da es unter der Landbevölkerung bekannt geworden war, daß eine gutsherrschaftliche Trauung in Aussicht stände,

ein für die Bauern seltenes und interessantes Schauspiel, das die meisten ihre Heimkehr aufzuschieben und zu warten veranlaßte.

Es gab ein reizendes Bild, die vielen bunt gekleideten Menschen auf dem grünen Rasenhügel um das Kirchlein herum, im Hintergrunde den lichtblauen See mit waldigen Ufern und drüber gebreitet der wundervollste Sonnenschein. Als unsichtbares Band zwischen diesem lachenden Stückchen Erde und dem lachenden Himmel drüber, die weithin zitternden Glockentöne, die das Brautpaar vor den Altar riefen.

Von der Wagenreihe bis zum Portal des Gotteshauses hatten die Bauern nur einen schmalen Durchgang gelassen und sich an dessen beiden Seiten in dichten Massen gedrängt, um den feierlichen Zug aus nächster Nähe zu betrachten, hinter dem sie sich auch sofort anschlossen, um mit in die festlich geschmückte Kirche zu strömen, wo Orgelmusik sie empfing.

Als das neue Ehepaar seine Hände fürs Leben in einander gelegt hatte, und aus der Kirche trat, trockneten schnell die verstohlenen Thränen in Adelens strahlendem Auge, und die Sonne schien in ein vollkommen klares, lächelndes Menschenangesicht.

Nun gings in fröhlichem Tumult den Wagen zu, und bald saß Alles nebst vielen Nachbarn und guten Freunden an den blumengeschmückten Festtafeln, die unter den alten Linden hergerichtet waren.

Mit Recht geizt man im Norden mit jedem Stündchen „Draußensein," und im Sommer ist es für ein livländisches Herz ein Ding der Unmöglichkeit, „im Zimmer" so lustig zu schlagen, wie im Freien.

Nachmittags wurde auf dem Rasen getanzt, nach

der Musik einer etwas primitiven Dorfcapelle, die sich innerhalb des Kirchspiels gebildet hatte und kaum tactfester aufspielte, als man auf den Unebenheiten des grünen Grases tanzen konnte.

Helene war entzückt von dem Lande, das nun ihre Heimath geworden war. Mit Anna wurde schleunigst Brüderschaft getrunken und die heißesten Freundschaftsschwüre ausgetauscht.

Marianne, die ja stets was zu bedauern hatte, und bei allem Schönen Dornen fand, war etwas neidisch, denn Annas neue Busenfreundin stand ihr eigentlich im Alter näher als der älteren Schwester. Ihrem Wuchse und ihrer innern Entwickelung nach paßte sie aber weit besser zu Anna, da all das Schwere, das sie in ihrem jungen Leben schon erfahren, sie früh hatte reifen lassen. Unsere Marianne hielt sich aber sehr tapfer, trotz dieser etwas kränkenden Situation und that ihr möglichstes, um heiter und angeregt zu erscheinen, bis sie's auch schließlich wurde.

Um 11 Uhr Abends kam Onkel Jakobs neumodisches Coupé angerollt, mit den alten, bekannten weißmähnigen Füchsen bespannt, und dem altmodischen Jahn, der noch den runden Hut mit Pfauenfedern trug, auf dem Bock.

Die Mädchen halfen Adele beim Anlegen der Reisetoilette. Das Paar trat eine kleine Hochzeitsreise in die Residenz an. Unterdessen wollten die Tanten das Haus mit all den hübschen Hochzeitsgaben wohnlich einrichten.

Auf den überlustigen, von hellem Lachen widerhallenden Tag, folgte ein recht thränenreicher Abend. Alle weinten, als Adele Abschied nahm. Am meisten

sie selbst; kam sie doch schon mit rothen Augen aus ihrem lieben Stübchen, von dem sie für immer schied. Die Einzige, die platterdings keine Thräne hervorbringen konnte, trotz aller Anstrengung, war Helene. Sie war sehr erschreckt über ihre eigene Herzenshärte und Liebloſigkeit, wie es ihr erschien; daß sie nur glücklich sein konnte, während alle Andern in Thränen zerflossen. Allen Andern war es aber sehr erklärlich, warum es Helene nicht gelingen wollte, ihr Gesicht in düstere Falten zu legen; trennte sie sich doch nur auf wenige Wochen von der neu errungenen Schwester, um dann für immer mit ihr vereint zu werden. Ihrer wartete das freie fröhliche Landleben; im Rücken hatte sie nunmehr die alte graue Schule, die sie ein ganzes Jahr gefangen gehalten hatte; kurz, sie schwebte im siebenten Himmel und konnte beim besten Willen nicht traurig sein, wie es die Schicklichkeit ihr vorzuschreiben schien.

Adele machte noch einen Rundgang durch die untern Räume, um von allen Dienstboten Abschied zu nehmen. Die Füchse stampften schon ungeduldig. Nun wurde jeder 3—4 Mal umarmt und an Frau von Eichwalds Hand schien Adelens Mund festzuwachsen, bis Herr von Eichwald, zu seiner Frau gewandt, in neckendem Tone sagte:

„Meine Frau hat nicht einmal das erste Mal unsere Pferde so lange warten lassen."

Das rüttelte Adele auf; mit einem um Vergebung flehenden Blick auf ihren Mann sprang sie leichtfüßig in den Wagen, Onkel Jakob ihr nach und fort gings in stäubendem Trab, daß man kaum Zeit hatte, die Taschentücher herauszuziehen, um sie wehen zu lassen.

Die Jugend stürmte einen erhöhten Gartenpavillon,

von wo aus sie den Wagen und schließlich noch die Staubwolke mit den Blicken verfolgen konnte. Aus den beiden Wagenfenstern winkten zwei Tücher in die helle Juninacht, vom Belvediro wenigstens 30, und von beiden Seiten wehte es noch lange, nachdem die Dahineilenden und die Zurückbleibenden nicht mehr das Geringste von einander wahrnehmen konnten. Ade! Ade!

Ende.

Gebr. Fickert Kgl. Hofbuchdruckerei, Berlin SW., Lindenstraße 70.